

# zeitzeichen

Evangelische Kommentare zu Religion und Gesellschaft



## Baustelle Kirche

Reform mit Risiko

Diakonie in den Niederlanden KATHRIN JÜTTE

Europas Geschichte und Putins Krieg RAINER NEU

Frauen in der Reformation ANDREA HOFMANN

11

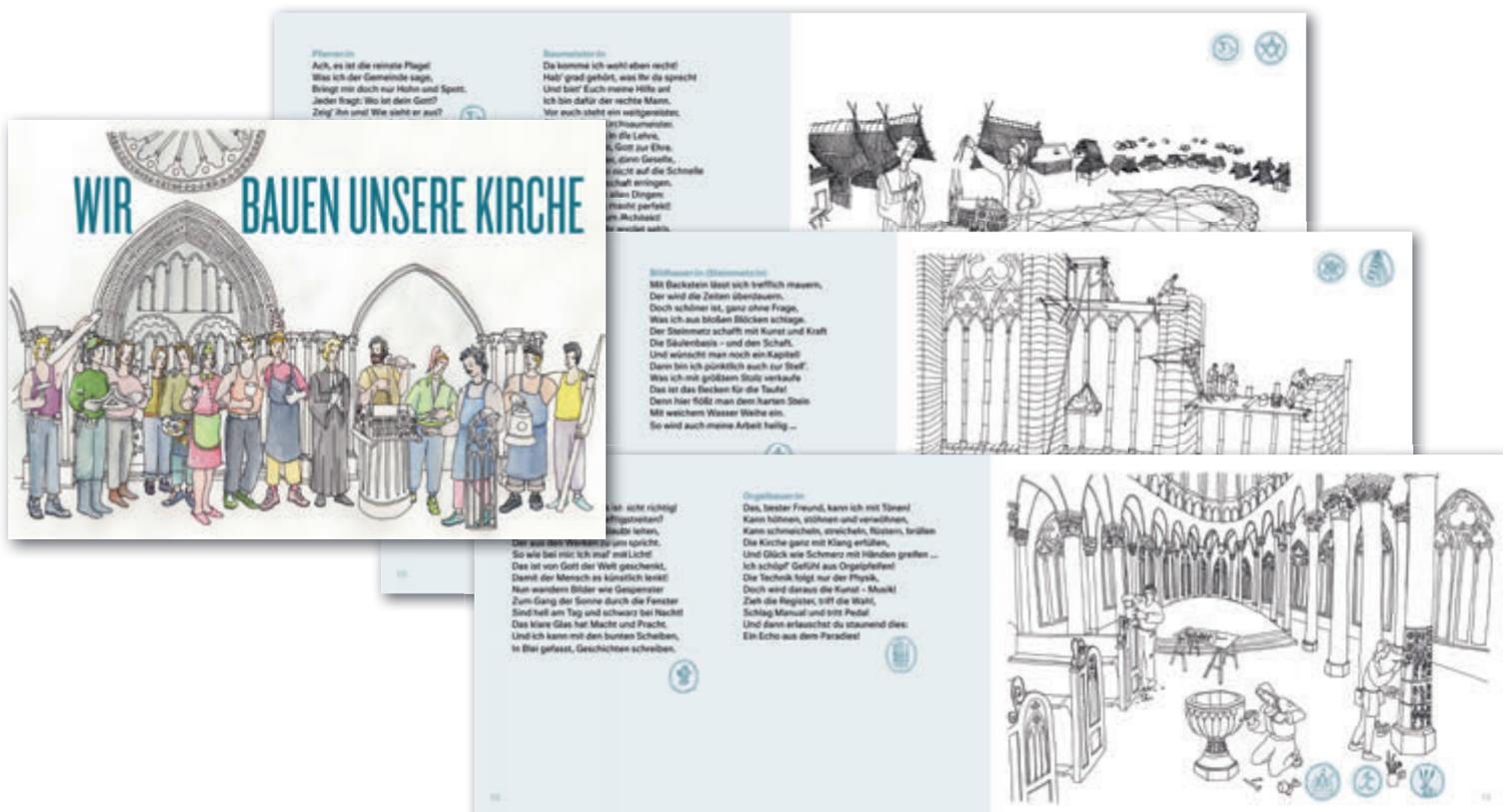
HERAUSGEBER: KLAUS-MARTIN BRESGOTT

# WIR BAUEN UNSERE KIRCHE

Mit diesem Spiel-und-Mal-Buch verwandeln sich Kinder (und Erwachsene) im Rollenspiel, im Zeichnen und Singen in die Erbauer:innen ihrer Kirche. Sie gehen deren Tun durch aktive Identifikation auf den Grund, lernen die Vielfalt der nötigen Gewerke und deren unterschiedliche Aufgaben kennen und werden so mit ihrer Kirche als Bauwerk und sinnstiftendem Ort der Gemeinde vertraut.

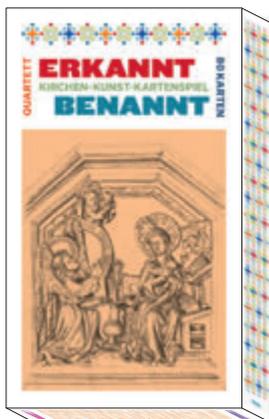
Von Moreen Vogel gezeichnet, Andreas Hillger gedichtet, ausgewählt und mit einem Baumeister-Lied versehen von Klaus-Martin Breggott.

Für Alle ab 8 Jahren  
24 Seiten, A4-Querformat, großformatig illustriert  
Schutzgebühr 4,00 Euro +Versand



Erhältlich über [kultur@ekd.de](mailto:kultur@ekd.de)

## QUARTETT-KARTENSPIEL ERKANNT, BENANNT



Ein Kirchen-Kunst-Kartenspiel mit 20 Quartetten zum Erkennen und Benennen von Architektur und Ikonografie im Kirchenraum anhand konkreter Beispiele der Kirchenlandschaft Deutschlands.

Von Barbara Krückemeyer gezeichnet, ausgewählt und beschrieben von Klaus-Martin Breggott.  
Für alle ab zwölf Jahren.

Tarot-Format 70×120 mm  
80 Spielkarten in Faltschachtel  
Schutzgebühr 5,00 Euro + Versand

Sieben Quartette zum Kennenlernen von Symbolen und Bedeutungen im Kirchenraum.

Illustriert von Imke Trostbach und von Klaus-Martin Breggott in Reime gebracht.

Skat-Format 59×91 mm  
28 Spielkarten in Faltschachtel  
Schutzgebühr 3,00 Euro+ Versand



QUARTETT-KARTENSPIEL

# KIRCHE FÜR KINDER

## Herausgegeben von

Heinrich Bedford-Strohm  
 Ilse Junkermann  
 Isolde Karle  
 Annette Kurschus  
 Ulrich Lilie  
 Bettina Limperg  
 Ralf Meister  
 Friederike Nüssel  
 Christiane Tietz  
 Friedhelm Wachs  
 Michael Weinrich  
 Olaf Zimmermann



## Liebe Leserin, lieber Leser,

manche können das Wort „Reform“ nicht mehr hören – besonders in Bezug auf Kirche. Immer soll sich etwas ändern. Ja klar, „ecclesia semper reformanda“ und so weiter. Aber es nervt viele, vor allem, weil es bei Reformen auch immer um Ressourcen geht. „Ich bin 1989 in den kirchlichen Dienst eingetreten“, sagt Pfarrer Steffen Bauer, unser Interviewpartner für das Schwerpunktthema in diesem Monat, und fährt fort: „Ich kann mich an nichts anderes erinnern, als dass die Leitenden immer gesagt haben: Wir müssen sparen, wir haben nicht mehr so viel Geld.“ Es hilft also nichts: „Ecclesia semper reformanda“ und zwar an Haupt und Gliedern, denn es geht längst nicht nur ums Sparen. Lesen Sie mehr in unserem Schwerpunkt „Baustelle Kirche“ (ab Seite 22).

Nicht nur die Ukraine, sondern wir alle im freiheitlich-demokratisch verfassten Europa sind Ziel von Russlands aggressivem Angriffskrieg. Aber was macht unser „Wir“ eigentlich aus? Der Gießener Europa-Experte Wolfgang Sander fordert „eine Renaissance, die sich auf die christlichen Traditionen Europas bezieht und diese für die europäische Identität auf neue Weise fruchtbar macht“. Das „sei eine starke Inspiration für die europäische Zukunft“ (Seite 8).

Mit der Emanzipation der Frau hatte es die Reformation zu Beginn nicht sehr eilig. Doch es ist erstaunlich, wie viele Frauen schon in der ersten Generation organisatorisch und inhaltlich bei der Ausbreitung reformatorischer Gedanken mitwirkten. Die Berliner Kirchenhistorikerin Andrea Hofmann beschreibt dieses Phänomen und stellt drei Protagonistinnen aus dem 16. Jahrhundert vor, unter anderem die Lieddichterin Elisabeth Cruciger (Seite 48).

Ich wünsche Ihnen ertragreiche Lektüre und schöne späte Herbsttage. Leider wird es jetzt noch eine Weile am Abend immer früher dunkler und am Morgen immer später hell, so ist das in unseren Breiten. Aber bereits Ende des Monats leuchtet am Adventskranz das erste Licht. Hosianna!

*Jhr*  
 Reinhard Mawick

Reinhard Mawick



Foto: aksg

# 8

## Europäische Identität

Es ist nicht leicht, eine ideologische Basis für die Europäische Union zu finden. Dabei ist das wohl nötig, denn dieser gesellschaftliche und politische Zusammenschluss ist auf lange Sicht gedacht. Athen, Rom und Jerusalem, diese gedankliche Trias gilt es neu zu entdecken, glaubt Wolfgang Sander, Professor em. für Didaktik der Gesellschaftswissenschaften an der Justus-Liebig-Universität Gießen.

## Baustelle Kirche

An vielen Ecken und Enden der evangelischen Kirchen in Deutschland wird an Reformprozessen gewerkelt. Anders als in früheren Jahrzehnten geht es nicht nur um Äußerlichkeiten und Rationalisierungsprozesse im „Unternehmen Kirche“. Vielmehr wächst die Erkenntnis, dass sich Arbeit und Wesen unserer Volkskirche auch inhaltlich zunehmend verändern müssen, um weiterhin genug Menschen zu erreichen und zu binden.

# 22



Foto: epd

### GESELLSCHAFT

- 8 WOLFGANG SANDER  
Suche nach der europäischen Identität
- 12 RAINER NEU  
Europa und Putins Krieg gegen die Ukraine
- 15 KATHRIN JÜTTE  
Diakonische Arbeit in den Niederlanden

### KOMMENTAR

- 10 STEPHAN KOSCH  
Die EKD und das Klima

### KIRCHE

- 18 ULRICH H. J. KÖRTNER  
Warum die evangelische Kirche ihre Haltung zur atomaren Abschreckung überdenken muss

### KOLUMNE

- 21 ANNETTE KURSCHUS  
Volkskirche!

### BAUSTELLE KIRCHE

- 24 JESSICA GIENOW-HECHT/JOHANNES KRUG  
Marke Evangelisch
- 27 JOHANNES WISCHMEYER  
Die Kirche und das Geld
- 30 EMILIA HANDKE  
Über die kirchlichen Segenshandlungen
- 33 STEPHAN KOSCH  
Taufen ohne Voranmeldung
- 36 INTERVIEW MIT STEFFEN BAUER  
Es kommt alles schneller

### DAS PROJEKT

- 40 NATHALIE ELEYTH  
Sicherheit für Sexarbeit

### RELIGION

- 42 LIANE WOBBE  
Die jüdische Chabad-Lubawitsch-Bewegung in Berlin

### STÖRFALL

- 45 PATRICK DEHM  
Wir brauchen Träume und Visionen

Titelseite: Turm der Marienkirche in Frankfurt/Oder (15. Februar 2022)

Foto: dpa-Patrick Pleul

Gestaltung: Christiane Dunkel-Koberg



# 40

## Mehr Forschung zu Sexarbeit

Es braucht mehr Forschung zu Sexarbeit, vor allem Studien, die sich nicht nur mit Aussteigerinnen oder bestimmten Orten der Prostitutionsausübung befassen, sondern das gesamte Feld in den Blick nehmen. Zu diesem Fazit kommt Nathalie Eleyth, die am Bochumer Lehrstuhl für Christliche Gesellschaftslehre zum Thema „Prostitution in biblisch-theologischer, ethischer und gender-theoretischer Perspektive“ promoviert.

### THEOLOGIE

- 48 ANDREA HOFMANN  
Der Beitrag von Frauen zur Theologie in der frühen Neuzeit
- 51 ULRICH HECKEL  
Die Ethik der Schöpfung und der Kolosserbrief

### REPORTAGE

- 54 KLAUS PETRUS (Text und Fotos)  
Hunger in Somaliland

### REZENSIONEN

#### Musik

- 61 KLAUS-MARTIN BRESGOTT  
Singer Pur: Musica Divina
- 61 UDO FEIST  
Cave In: Heavy Pendulum

#### Hörbuch

- 62 ANNEMARIE HEIBROCK  
Ralf Rothmann: Die Nacht unterm Schnee

#### Bücher

- 62 LARS CHARBONNIER  
Gerhard Wegner: Substanzielles Christentum
- 63 JOHANN HINRICH CLAUSSEN  
Thorsten Dietz: Menschen mit Mission

## Plage und Hoffnungsträger

Seit in der Ukraine Krieg herrscht, kommt kein Weizen mehr nach Somaliland. Das verstärkt den Hunger dort. Kann der Prosopis-Baum, der vielen Viehhirten als Plage gilt, die Situation verbessern?

# 54



Foto: Klaus Petrus

- 63 THOMAS SCHLAG  
Wolfgang Huber: Menschen, Götter und Maschinen
- 64 STEFAN HEUSER  
Gerhard Sauter: Beseeltes Alter
- 65 HANS NORBERT JANOWSKI  
Peter Sloterdijk: Wer noch kein Grau gedacht hat
- 67 ANJA CONRAD  
Albrecht Henkys/Hans-Otto Korth/  
Wolfgang Miersemann (Hg.): Crüger 1622
- 68 CHRISTOPHER SPEHR  
Thomas Kaufmann: Die Druckmacher
- 68 KLAUS-MARTIN BRESGOTT  
Hildegard E. Keller: Was wir scheinen

- |                |                    |
|----------------|--------------------|
| 66 Autoren     | 6 Magazin          |
| 64 Buchtipps   | 73 Notabene        |
| 3 Editorial    | 71 Notizen         |
| 69 Filmtipps   | 70 Personen        |
| 67 Impressum   | 73 Punktum         |
| 46 Klartext    | 73 Veranstaltungen |
| 72 Kulturtour  | 74 Vorschau        |
| 59 Leserbriefe |                    |



Foto: Yves Sucksdorff

## Jüdisches Museum Berlin tourt durch Deutschland

Das Jüdische Museum Berlin (JMB) ist erstmals mit einer neuen Dauerausstellung auf Deutschland-Tournee gegangen: Jeweils zwei ausgebildete Vermittler\*innen fahren an 20 Tagen verschiedene Schulen mit dem Tourbus an – zunächst in Berlin und Brandenburg, ab 2023 in anderen Bundesländern. Nach der Ankunft in der Schule laden die Vermittler\*innen gemeinsam mit den Schüler\*innen die Kisten mit Exponaten, Tafeln mit Erklärtexten, Vitrinen, Tablets und Bildschirmen sowie methodischen Werkzeugen wie Abstimmungskarten aus dem Tourbus aus. Dann setzen sich die Schüler\*innen anhand der Materialien mit jüdischer Geschichte und Gegenwart aus jüdischer Perspektive in einer dreistündigen Unterrichtseinheit auseinander.

## Großes Interesse am Kirchentag in Nürnberg

Die Verantwortlichen des Kirchentages 2023 in Nürnberg ziehen mit Blick auf das Mitwirkungsinteresse eine erste positive Zwischenbilanz. Nach Ablauf der Bewerbungsfrist für große Teile des Programmbereichs konnten mehr als 1700 Anmeldungen für Workshops, Stände, Bühnenprogramm, Ausstellungen, Mitmach-Projekte und Gottesdienste verzeichnet werden, teilten die Organisatoren mit. Mehr als 300 Bewerbungen von Musikgruppen, 100 Projekte aus dem Bereich Darstellende Kunst und 600 partizipative Formate wurden für das Kirchentagsprogramm eingereicht. Zusätzlich gingen mehr als 120 Bewerbungen für Angebote beim Zentrum Jugend und 70 Bewerbungen für das Zentrum Kinder ein. Mit rund 500 angemeldeten Ständen bleibe das Messeformat „Markt der Möglichkeiten“ außerdem weiterhin eines der wichtigsten christlich-zivilgesellschaftlichen Netzwerktreffen in Deutschland.

## Frauen der Reformation

Wissenswertes über die wenig beachtete weibliche Seite der Reformation stellt die Evangelische Frauenarbeit in Mitteldeutschland zur Verfügung. In dem inzwischen in der vierten korrigierten Auflage erschienenen Katalog zur Wanderausstellung „Frauen der Reformation in der Region“ findet sich Interessantes zum Beitrag der Frauen in dieser Epoche. So werden zwölf im Porträt vorgestellt, die beispielhaft für das Wirken von Frauen in dieser Umbruchzeit stehen. Das Postkartenset zum Tafelgemälde „Frauen der Reformation“ der Ikonenmalerin Mariana Lepodus aus Eisleben stellt ebenfalls zwölf Frauen im Einzelporträt dar (siehe auch Seite 48). Auf dem dazugehörigen Leporello finden sich das vollständige Tafelgemälde und rückwärtig die Kurzbiografie der Frauen unter Angabe ihrer Attribute (siehe auch [www.frauenarbeit-ekm.de/links-publikationen/publikationen](http://www.frauenarbeit-ekm.de/links-publikationen/publikationen)). Die Materialien sind zu Sonderkonditionen abzugeben, Staffelpreise sind möglich. Weitere Informationen unter: Evangelische Frauen in Mitteldeutschland, Telefon 0345/54 84 88 0, E-Mail: [frauenarbeit-ekm@ekmd.de](mailto:frauenarbeit-ekm@ekmd.de)

## Fast 85 Millionen Euro Plus im Erzbistum Köln

Das Erzbistum Köln verzeichnet für das vergangene Jahr einen Überschuss von rund 84,7 Millionen Euro. Laut dem neuen Finanzbericht stiegen die Kirchensteuererträge 2021 im Vergleich zum Vorjahr um 3,7 Prozent auf rund 678 Millionen Euro. Ursache seien vor allem die Aufhol-effekte nach dem ersten Jahr der Corona-Krise gewesen, hieß es. Zugleich sank jedoch die Zahl der Kirchenmitglieder im Erzbistum weiter: Ende 2020 hatte ihre Zahl noch bei rund 1,87 Millionen gelegen, 2021 sank sie um 3,4 Prozent auf knapp 1,81 Millionen. Dafür sorgten unter anderem die knapp 40 800 Austritte aus der katholischen Kirche auf dem Gebiet des Erzbistums.

## Kirche sucht neue Tauflieder

Die Evangelische Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz sucht neue Tauflieder. Dazu wurde ein Taufliederwettbewerb ausgeschrieben, wie die evangelische Landeskirche in Berlin mitteilte. Gesucht werden Lieder in drei Kategorien: Kompositionen mit eigener Melodie und einem eigenen Text; Beiträge mit neuem Text auf bestehende, urheberrechtlich freie Lieder; sowie künstlerische Videos oder Audios mit Interpretationen bestehender Tauflieder. Für die besten Einsendungen gibt es Preisgelder bis zu 2 000 Euro oder Sachpreise. Einsendeschluss ist der 16. Januar 2023.



Foto: alk



## Sonderausstellung in Wittenberg

Die Lutherstadt Wittenberg feiert in diesem Jahr nicht nur „500 Jahre Bibelübersetzung“ durch Martin Luther und den Druck des „Septembertestaments“, sie ehrt 2022 auch einen der bedeutendsten Maler der Renaissance anlässlich seines 550. Geburtstages: Lucas Cranach den Älteren (1472–1553). Die Sonderschau „Apokalypse – Ein Blick in den Abgrund und darüber hinaus“ im ersten Obergeschoss des Cranach-Hofes am Markt 4 vereint Arbeiten des 16. bis 21. Jahrhunderts. Es werden Holzschnitte aus Dürers Apokalypse von 1498 gezeigt, Werke von Lucas Cranach d. Ä. und von unbekanntem Meistern des 16. Jahrhunderts. Dazu kommen Max Beckmanns eindrucksvolle Lithografien aus dem Zweiten Weltkrieg, Grafiken von Hans Grundig, Alfred Frank, Erich Mueller-Kraus, Alfredo Mereles, Werner Drewes und Michal Tillner sowie zeitgenössische Gemälde und Handzeichnungen von Christian Pilz, J. O. Schulze, August Ohm, Inge Petersen und Alexandra Müller. Die Originale von Albrecht Dürer und Max Beckmann sind aus konservatorischen Gründen nur bis zum 11. Dezember 2022 zu sehen. Die Schau läuft bis zum 31. Januar 2023.

## Konfirmanden-App über 100 000 Mal heruntergeladen

Die „KonApp“ fürs Smartphone, mit der evangelische Kirchengemeinden ihre Konfirmandenarbeit unterstützen können, ist seit ihrem Start vor drei Jahren mehr als 100 000 Mal heruntergeladen worden. Gut ein Viertel der Gemeinden innerhalb der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) hat sich für die Nutzung registriert, teilte die Deutsche Bibelgesellschaft als Herausgeberin in Stuttgart mit. In der Pandemie sei das Programm vielerorts für digitale Unterrichtsformate genutzt worden. Seit Kurzem liegt eine umfangreiche Aktualisierung der App vor. Sie lässt nun auch Einzelchats zu und erleichtert das Erstellen und Verwalten von Gruppen. Damit ließen sich beispielsweise Events oder „Konfi-Camps“ leichter vorbereiten.

# Nötig wäre eine christliche Renaissance

Auf der Suche nach der europäischen Identität

WOLFGANG SANDER

Reisefreiheit, Wohlstand, Frieden – all das spricht für die Europäische Union. Aber reine Nützlichkeitsbegründungen sind keine ausreichende Basis eines auf lange Sicht hin gedachten gesellschaftlichen und politischen Zusammenschlusses. Es gibt jedoch noch eine andere Möglichkeit, analysiert Wolfgang Sander, Professor em. für Didaktik der Gesellschaftswissenschaften an der Justus-Liebig-Universität Gießen.

Es sei jetzt „wirklich allerhöchste Zeit, wenn nicht zu spät, eine gesamteuropäische Identität zu besprechen“, schrieb Nils Minkmar kürzlich in der *Süddeutschen Zeitung* mit Blick auf den Krieg in der Ukraine. Das ist treffend gesagt, denn tatsächlich hängt die Zukunft der europäischen Einigung ganz wesentlich davon ab, ob in Europa eine gemeinsame Vorstellung darüber entsteht, was die Europäer miteinander verbindet. Bislang ist das schon innerhalb der Europäischen Union (EU) nicht oder allenfalls in oberflächlicher und floskelhafter Form der Fall. Mehr noch: Genau an dieser Frage, was es heißt, Europäer zu sein, geht ein feiner Riss zwischen West und Ost durch die EU, der zur Sollbruchstelle der Union werden könnte. Sichtbar wurde er bislang an Themen wie Asyl- und Migrationspolitik, Gesellschafts- und Familienpolitik oder dem Verhältnis zwischen Nation und Europa. Bei allen Unterschieden im Einzelnen sind die osteuropäischen Gesellschaften traditioneller, religiöser, geschichtsbewusster und ihre nationale Identität stärker betonend als die westlichen, die die europäische Integration bis zur Osterweiterung 2004 geprägt haben. Die im Westen wohl noch immer verbreitete Vorstellung, diese Unterschiede würden sich durch Angleichung des Ostens an den vorgeblich fortschrittlicheren Westen

von selbst erledigen, dürfte eine westliche Selbsttäuschung sein.

Die EU hat der Frage nach der europäischen Identität bisher eher wenig Aufmerksamkeit gewidmet. Eine offizielle Positionierung dazu findet sich erst in einem 1973 beschlossenen „Dokument über die europäische Identität“. Dieses knappe Papier beleuchtet vor allem die Beziehungen der Europäischen Gemeinschaften zur sonstigen Welt und belässt es im Blick auf das Verbindende der Mitgliedsstaaten bei formelhaften Sätzen: Man wolle „das Überleben einer Zivilisation“ sichern, „die ihnen gemeinsam ist“, es gehe um die Geltung der gemeinsamen „rechtlichen, politischen und geistigen Werte“, um die „Grundsätze der repräsentativen Demokratie, der Rechtsstaatlichkeit, der sozialen Gerechtigkeit, die das Ziel des wirtschaftlichen Fortschritts ist, sowie die Achtung der Menschenrechte als Grundelemente der europäischen Identität“. Noch formelhafter wirkt die Werteliste in Artikel 2 des Lissaboner Vertrags von 2009:

„Die Werte, auf die sich die Union gründet, sind die Achtung der Menschenwürde, Freiheit, Demokratie, Gleichheit, Rechtsstaatlichkeit und die Wahrung der Menschenrechte einschließlich der Rechte der Personen, die Minderheiten angehören. Diese Werte sind allen Mitgliedsstaaten in einer Gesellschaft gemeinsam, die sich

*Was Freiheit oder Gerechtigkeit bedeuten, kann sich je nach weltanschaulichem Kontext stark unterscheiden.*

durch Pluralismus, Nichtdiskriminierung, Toleranz, Gerechtigkeit, Solidarität und die Gleichheit von Frauen und Männern auszeichnet.“

Richard Schröder merkte zu dieser Liste einmal an, dies sei zwar alles „irgendwie erhebend und wünschenswert, ansonsten

aber ein Sammelsurium“. Hier werden Begriffe unterschiedlicher Art und Reichweite aneinandergereiht: Verhaltenserwartungen an die Bürger (zum Beispiel Toleranz, Solidarität) stehen neben Prinzipien staatlicher Ordnung (Demokratie, Rechtsstaatlichkeit), Hinweisen auf geltende Rechte (Menschen- und Minderheitenrechte) und einem gesellschaftstheoretischen Fachbegriff (Pluralismus). Der Begriff „Nichtdiskriminierung“ ist ohne nähere Bestimmung nicht sinnvoll, denn Gesellschaften ohne Diskriminierung gibt es nicht. So darf in Deutschland zwar beispielsweise niemand wegen seiner Hautfarbe oder seines Geschlechts benachteiligt werden, sehr wohl aber aufgrund von Schwächen in seiner Leistung, Zuverlässigkeit, Rechtstreue oder seinem Sozialverhalten.

Der Wertebegriff ist gut brauchbar, wenn man untersuchen und mit abstrakten



Foto: ak



„Der Raub der Europa“ von Valentin A. Serov (1865–1911).

Begriffen bezeichnen will, was Menschen als erstrebens- und wünschenswert betrachten. Schwierig wird es aber regelmäßig, wenn der Wertebegriff präskriptiv gebraucht wird, wenn er also zur positiven und handlungsleitenden Bestimmung kollektiver Identitäten führen soll. Denn die mit dem Wertebegriff bezeichneten normativen Vorstellungen stehen immer in breiteren Kontexten von menschlichen Selbst- und Weltverständnissen, aus denen heraus sie ihre Überzeugungskraft und handlungsleitende Bedeutung gewinnen. Was etwa Freiheit, Gleichheit oder Gerechtigkeit konkret bedeuten, kann sich deshalb je nach weltanschaulichem Kontext stark unterscheiden. Dies hat bekanntlich in der europäischen Geistesgeschichte immer wieder zu höchst kontroversen Debatten geführt. So ist es bislang nicht gelungen und kann wohl auch nicht gelingen,

die Antwort auf die Frage nach der europäischen Identität mit einer kohärenten Liste von Werten zu beantworten.

### Kritik aus Polen

Weitere Maßnahmen der EU zur Förderung einer gemeinsamen Identität wie die Einführung von Flagge, Hymne und des Europatags am 9. Mai sowie der gemeinsame Reisepass mit einer zusätzlichen EU-Staatsbürgerschaft blieben in normativer Hinsicht inhaltlos. Ein weitergehender Schritt war die Gründung des 2017 eröffneten Hauses der Europäischen Geschichte in Brüssel, dessen Konzeption aber besonders in Polen sofort auf Kritik stieß.

Die konzeptuelle Schwäche dieser Versuche, sich der Frage nach der europäischen Identität zumindest zu nähern, ist frappierend. Lange konnte diese Schwäche durch

den Verweis auf praktische Vorteile der europäischen Integration überdeckt werden, von der Reisefreiheit über die Förderung des Wohlstands durch den gemeinsamen Markt bis zur Sicherung des Friedens zwischen den Mitgliedsstaaten und die Vertretung gemeinsamer Interessen auf globaler Ebene. Aber reine Nützlichkeitsabwägungen sind keine ausreichende Basis für Gründung und Stabilität eines auf lange Sicht hin gedachten gesellschaftlichen und politischen Zusammenschlusses. Zu schnell kann sich ändern, was verschiedene Mitgliedsstaaten als nützlich ansehen, und zu wenig krisenfest wäre daher ein solcher Verbund auf lange Sicht. Daher dürfte es auch sehr zweifelhaft sein, ob alleine schon die derzeitige Bedrohung durch Russland die Schwächen bei der positiven Bestimmung europäischer Identität dauerhaft kompensieren kann.

Postmoderne Ansätze zum Thema, etwa vom österreichischen Historiker Wolfgang Schmale, versuchen aus der Not eine Tugend zu machen und definieren Vielfalt (oder modischer: Diversität) als Basis europäischer Identität. Diese Identität soll nicht starr, sondern flüssig und offen für Veränderung sein, sich nicht auf Traditionen stützen, sondern auf die Verknüpfung vieler und immer neuer Netzwerke, die in einer transnationalen Zivilgesellschaft gebildet werden. Ihr normativer Letztbezug sei, so Schmale, im 21. Jahrhundert nicht mehr Gott, auch nicht mehr Vernunft, sondern Wissenschaft, was insofern verblüfft, als die Wissenschaften normative Fragen zwar reflektieren und diskutieren, mit ihren Mitteln aber letztlich nicht entscheiden können.

Eine solche Denkweise kann zwar an ein Motto anknüpfen, das die EU sich 2000 gab: „In Vielfalt geeint.“ Allerdings kann sie nicht wirklich überzeugend klären, wodurch genau das durch Vielfalt geprägte Europa „geeint“ sein soll. Durch seine Vielfalt selbst jedenfalls gewiss nicht, denn Vielfalt ist, wie Hannah Arendt herausgearbeitet hat, eine Ausgangslage und Bedingung jeder Politik und kann deshalb schwerlich zugleich normativer Kern der europäischen Identität sein. Vielfalt gibt es, wenn auch in unterschiedlichen Formen, in jeder Gesellschaft, was heute etwa in den großen Städten weltweit erlebbar ist.

Die Frage nach der europäischen Identität wird sich letztlich nur sinnvoll beantworten lassen, wenn man Europa nicht primär als geografischen Begriff, sondern als Bezeichnung für ein geistiges Konstrukt, als Begriff für einen kulturellen Zusammenhang versteht, der sich über einen langen Zeitraum hinweg entwickelt hat und sich von anderen kulturellen Zusammenhängen

unterscheidet. Die Frage nach dieser Identität ist dann die Frage danach, was den Kern des geistigen Konstrukts Europa ausmacht. Dieser Kern wiederum ist ohne Bezug auf zentrale lange Linien, die die europäische Geistesgeschichte prägen, nicht zu bestimmen. Es versteht sich, dass sich diese Linien nicht auf die EU und deren Geschichte begrenzen lassen.

### Rom, Athen, Jerusalem

Immer wieder sind zur Charakterisierung dieser Linien metaphorisch drei Städtenamen genannt worden: Athen, Rom und Jerusalem. Sie stehen für griechische Kunst, Geschichtsschreibung, Wissenschaft und Philosophie, für die römischen Ideen der Republik und des rechtlichen Denkens, schließlich für das Christentum, das mit den Missionsreisen des Paulus sich im Römischen Reich verbreitete. Aus den Verknüpfungen zwischen diesen drei Traditionslinien entstand die Eigentümlichkeit des kulturellen Konstrukts Europa: aus der Verbindung von griechischer Philosophie und christlichem Denken in der Alten Kirche, aus der Christianisierung des Römischen Reiches und der Tradierung des römischen Rechtsdenkens zunächst durch die Kirche und später in den neuzeitlichen Staaten, aus dem Neben- und Miteinander von Theologie, Philosophie und Wissenschaften, von Aufklärung und christlichem Glauben, von Staat und Kirche. Diese Verbindungen waren und sind nicht spannungsfrei. Sie bilden keine unveränderbare Essenz Europas, sondern sie haben einen dynamischen kulturellen Zusammenhang hervorgebracht, der sich nicht erst in der Neuzeit als offen für Innovation und Veränderung gezeigt hat. Diese Traditionslinien sind auch für die künftige Diskussion über europäische

Identität unerlässliche Referenzen. Aber während Athen und Rom im heutigen Europa in Philosophie und Wissenschaften, Demokratie und Rechtsstaat nach wie vor von prägender Wirkung sind, ist Jerusalem in den beiden vergangenen Jahrhunderten als Traditionslinie blasser und besonders im Westen und Norden zunehmend schwächer geworden. Eine Entchristlichung Europas wäre aber nicht Ausdruck einer Modernisierung europäischer Kultur und Identität, sondern von deren Auflösung. Dagegen wäre eine Renaissance, die sich auf die christlichen Traditionen Europas bezieht und diese für die europäische Identität auf neue Weise fruchtbar macht, eine starke Inspiration für die europäische Zukunft. Sie würde nicht nur neue Brücken zwischen West und Ost in der EU bauen – und möglicherweise in einer Zeit nach dem jetzigen Krieg auch darüber hinaus. Sie brächte auch Impulse für die Korrektur von problematischen Entwicklungen in den modernen westlichen Gesellschaften. So würde sie daran erinnern, dass Freiheit weder Konsumgut noch Freibrief für Egozentrismus und Hedonismus, sondern in Verbindung mit Verpflichtungen gegenüber anderen zu denken ist. Sie würde einen auf bloßes

*Vielfalt kann schwerlich normativer Kern der europäischen Identität sein.*

Verfügbarmachen gerichteten Weltbezug kritisieren und die Behebung der Schäden, die die Moderne in dieser Hinsicht hinterlassen hat, befördern. Einem auf Nützlichkeitswartungen reduzierten und damit normativ entleerten Bildungsbegriff würde sie ein gehaltvolles Bildungsverständnis entgegenstellen, das zugleich auf Selbstbestimmung und Verantwortungsbereitschaft zielt. Schließlich würde sie in den Wissenschaften Tendenzen zu einem kruden Säkularismus und Naturalismus entgegenwirken und für eine Kultur des Dialogs jenseits der neuzeitlichen Spaltungen zwischen Geistes- und Naturwissenschaften werben.

Eine solche Vorstellung mag auf den ersten Blick als etwas verwegen erscheinen, denkt man an den Traditionsbruch im Christentum und den Bedeutungsverlust der Kirchen in weiten Teilen des westlichen Europas. Aber nur die wenigsten derer, die die Kirchen verlassen oder die den Bezug

*„Eine christliche Renaissance wäre eine starke Inspiration für die europäische Zukunft.“*

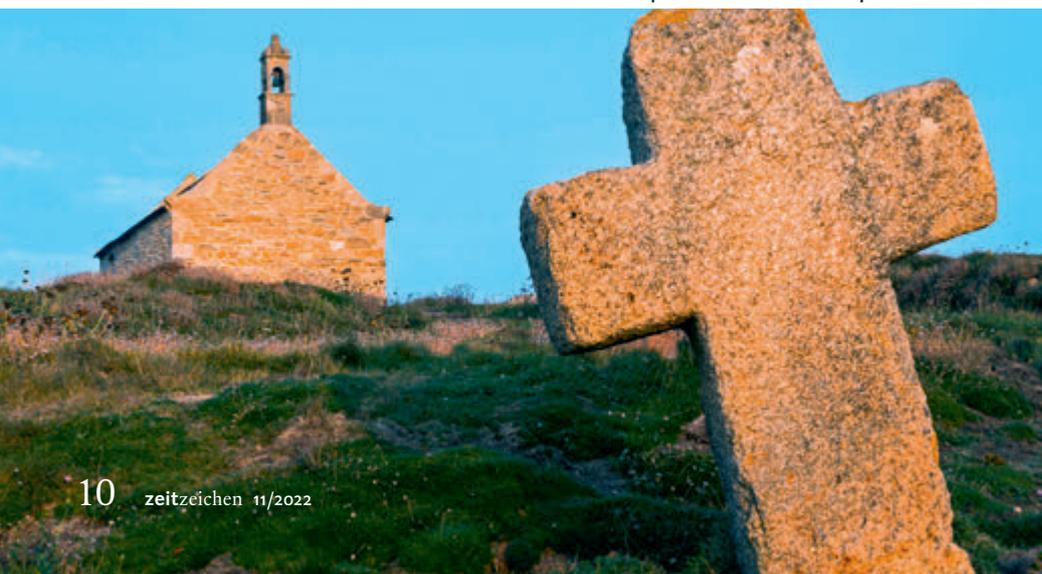


Foto: akg

zum christlichen Glauben verloren haben, sind überzeugte Atheisten oder gar militante Gegner des Christentums. Viele sind spirituell auf der Suche oder meinen, bestimmte Elemente christlichen Denkens auf andere Weise leben und in andere Vorstellungswelten transferieren zu können. Die Geschichte der Moderne ist voller Quasi-Religionen (Paul Tillich) und Neomythen (Linus Hauser), die aus dieser Konstellation heraus entstanden sind. Die heutige Wokeness-Bewegung ist dafür das jüngste Beispiel. Gewiss sind zuallererst die Kirchen gefordert, mit einer neuen Sprache und neuen Organisationsformen die Menschen anzusprechen, zu denen sie den Kontakt verloren haben oder zu verlieren drohen. Aber die Chancen, dass dies glückt, sind schon deshalb gegeben, weil die Ersatzangebote spätestens in Hinblick auf existenzielle Lebensfragen in aller Regel wenig tragfähig sind.

## Unverzichtbare Elemente

Mit Blick auf europäische Identität sind überzeugende quasi-religiöse oder sich rein säkular verstehende Angebote, die den Beitrag der christlichen Tradition kompensieren könnten, nirgendwo in Sicht. Denn dem Christentum verdankt Europa als kulturelles Konstrukt zentrale, unverzichtbare Elemente: die universalistische Vorstellung von der moralischen Gleichheit aller Menschen, die Trennung von politischer Herrschaft und religiöser Heiligung, das Bewusstsein für die Vorläufigkeit aller irdischen Ordnungen und die Fehlbarkeit aller Menschen, die Verknüpfung von Freiheit und Nächstenliebe, die Freiheit des Gewissens, die Verbindung des Glaubens an die transzendente Wirklichkeit Gottes mit einer selbstreflexiven Vernunft, die um ihre eigenen Grenzen weiß. Hierin liegen die wichtigsten Ressourcen für eine Erneuerung Europas, die freilich mit Blick auf die Herausforderungen und Krisen in unserer Zeit neu zu durchdenken sind. So gründet die Zukunft der europäischen Identität in der europäischen Vergangenheit. ◀

### HINWEIS

Von Wolfgang Sander ist zuletzt erschienen: *Europäische Identität. Die Erneuerung Europas aus dem Geist des Christentums*. Evangelische Verlagsanstalt, Leipzig 2022, 272 Seiten, Euro 25,-.

# Meilenstein mit Macken

Die Klimaschutzrichtlinie der EKD nimmt viele Rücksichten

STEPHAN KOSCH

Meilensteine sind eine tolle Sache. Schon die alten Römer zeigten damit an, wie weit man auf den von ihnen erbauten Straßen gekommen war. In der Neuzeit wurden sie zu kleinen Baudenkmalern, gerne in der Form eines Obeliskens. Und im Projektmanagement freut sich das Team über jeden erreichten Meilenstein. Denn er gibt Orientierung. Er muss allerdings auch wahrgenommen werden.

Ende September informierte die EKD per Pressemitteilung über ihren neuesten Meilenstein. Kirchenkonferenz und Rat haben eine Richtlinie für den kirchlichen Klimaschutz verabschiedet. Für eine Pressekonferenz scheint die Frage, wie die Gliedkirchen der EKD bis 2035 klimaneutral werden sollen, also nicht bedeutsam genug gewesen zu sein. Zugegeben, es gab mit „#wärmewinter“ ein anderes sehr wichtiges Thema, das in der gleichen Woche der Öffentlichkeit vorgestellt wurde. Doch dass das Megathema Klimaschutz auf die Art und Weise kommuniziert wurde, in der man auch über die „Orgel des Monats“ berichtet, wundert schon.

Dabei steht ja viel Wichtiges in der Richtlinie, was am Ende auch jede Kirchengemeinde beschäftigen dürfte. Dienstreisen, das Heizen in kirchlichen Gebäuden und ihre Sanierung, die Beschaffung von Arbeitsmitteln und das Essen in kirchlichen Kantinen – das sind die Hebel, mit denen die Treibhausgasemissionen jedes Jahr um 7,5 Prozent sinken sollen. So lautet die Festlegung der Roadmap zur Klimaneutralität. Diese wurde übrigens im vergangenen Jahr von der EKD-Synode eingefordert, nachdem die bisherigen Klimaschutzziele immer wieder verfehlt worden waren. Der Impuls kam also aus der Mitte der Synode, weshalb es fragwürdig ist, dass diese Richtlinie verabschiedet wurde, ohne sie

vorher nochmal auf der Synodaltagung diskutieren zu lassen. Kirchenrechtlich wäre das zwar nicht nötig gewesen, die Bedeutung des Themas und der Respekt vor den Synodalen hätten dies aber durchaus verdient gehabt. Dass statt des ursprünglich geplanten Kirchengesetzes nun eine Richtlinie den Weg zur Klimaneutralität weist, dafür gibt es gute Gründe. Die Landeskirchen sind auf diesem Weg unterschiedlich weit, manche haben schon ein eigenes Klimaschutzgesetz, was erhöhten

Abstimmungsaufwand erfordert hätte. Andere stehen solchen Vorgaben der EKD grundsätzlich skeptisch gegenüber. Und weil sich am Anfang eines Weges möglichst alle auf den Weg machen sollen, ist eine Richtlinie ein sinnvoller Weg. Sie gibt das Ziel vor und überlässt den Weg dorthin den Beteiligten. So hat auch die UN damals in Paris aus der klimapolitischen Lähmung herausgefunden. Doch das Beispiel lehrt auch, dass es risikoreich ist, zu viel Rücksicht auf die Langsamsten zu nehmen. Das in Paris vereinbarte 1,5-Grad-Ziel scheint immer weniger realistisch. Die EKD-Richtlinie hat schon jetzt das vorgegebene Ziel aufgeweicht. Wirkliche Treibhausgasneutralität durch Vermeidung und Reduzierung soll nicht bis 2035, sondern bis 2045 erreicht werden. Zehn Jahre vorher sollen die Emissionen bei zehn Prozent des heutigen Wertes liegen, der Rest darf kompensiert werden. Vielleicht ist das alles vernünftig, realistisch und konsensorientiert. Aber ohne engagierten Klimaschutz in jeder Kirchengemeinde, ambitionierte landeskirchliche Programme sowie ein strenges Monitoring durch die EKD und ihre Synodalen wird das Ziel nicht erreicht werden. Alle Beteiligten müssen hier mehr Verantwortung übernehmen als in der Vergangenheit. ◀



Foto: Rolf Zöllner

# Unsteter Drang nach Westen

Willibrord, Europa und Putins Krieg gegen die Ukraine

RAINER NEU

Mit der Christianisierung der Kiewer Rus ab 988 begann jene Pendelbewegung in der Geschichte Russlands, die das Land mal näher an den Westen heranführte und dann wieder weiter von diesem entfernte. Dabei ist die Vision der angelsächsischen Mission, die Völker jenseits der Karpaten in den westlichen Kulturkreis einzubeziehen, nach wie vor aktuell, meint Rainer Neu, der Kirchengeschichte und Religionswissenschaft unter anderem in Dumaguete City (Philippinen) und an der Kirchlichen Hochschule Wuppertal gelehrt hat.

In seiner Kirchengeschichte des englischen Volkes überliefert der Mönchsgelehrte Beda Venerabilis eine Missionsvölkerliste, die von modernen Historikern dem angelsächsischen Missionar Willibrord (658–739), einem Zeitgenossen und Landsmann Bedas, zugeschrieben wird.

Diese Missionsvölkerliste, in der namentlich „Friesen, Rugier, Dänen, Hunnen, Altsachsen, Brukerer“ (V,9) als noch zu christianisierende Völker aufgezählt werden, passt zur Missionstätigkeit Willibrords, in dessen Wirken sich erstmalig so etwas wie ein europäisches Bewusstsein andeutete. Immerhin konnte Willibrord sein Missionsgebiet von Friesland aus bis nach Thüringen an die tschechische Grenze

Hunnen in anderen Völkern aufgegangen waren.

Der historisch unangemessene Begriff Hunnen weist darauf hin, dass für die Völker jenseits der Karpaten im frühen Mittelalter im Westen noch keine Namen bekannt waren und die Länder im äußersten Osten Europas eine „terra incognita“ waren. Diese geografische Unkenntnis hielt Willibrord nicht davon ab, seine Vision einer Christianisierung Europas weit über die Grenzen des fränkischen Reiches hinaus auch auf die barbarischen Völker Osteuropas auszudehnen.

Willibrord blieb es allerdings nicht vergönnt, seine Missionstätigkeit über Thüringen hinaus nach Osten zu erweitern. Durch die politische Krise des Frankenreichs nach dem Tod Pippins II. im Jahr 714 und den Tod des Friesenherrschers Radbod im Jahr 719 veranlasst, kehrte Willibrord in sein Bistum Utrecht zurück und setzte seine Missionstätigkeit in Friesland fort. Die christliche Mission in Thüringen erlitt in diesen Jahren erhebliche Rückschläge.

Die Christianisierung Osteuropas ging stattdessen von Byzanz aus. Ein entscheidender Durchbruch war die Taufe des Großfürsten Wladimir, des Herrschers der Kiewer Rus, im Jahr 988, der die Taufe der Kiewer Bevölkerung folgte. 35 Jahre später war das gesamte bis dahin heidnische Russland, das von der Ostsee bis an die Grenzen des byzantinischen Reiches reichte, bekehrt. Und die Annahme des orthodoxen Christentums führte keineswegs dazu, dass Russland vom westlich-römischen Christentum getrennt war. Die Kiewer Rus entwickelte sich vielmehr politisch und wirtschaftlich im engen Austausch mit den romanisch-germanischen Völkern Europas.

Mit der Christianisierung der Kiewer Rus begann jene Pendelbewegung in der Geschichte Russlands, die das Land mal näher an den Westen heranführte und dann wieder weiter vom Westen entfernte.

*Die Christianisierung Osteuropas ging nicht vom Westen, sondern von Byzanz aus.*

ausdehnen. Die aufgelisteten Volksnamen machen deutlich, dass seine Missionsabsichten außer nach Norden auch nach Osten ausgerichtet waren. Rätselhaft bleiben in dieser Aufzählung allerdings die Hunnen, da das Reich der Hunnen bereits im 5. Jahrhundert untergegangen war und die



Foto: alk



Die Großfürsten von Kiew standen in engem Kontakt zum skandinavischen Norden. Der Nachfolger Wladimirs, Jaroslaw I. (Großfürst von 1019–1054), entwickelte diplomatische Beziehungen zu europäischen Staaten auf der Grundlage weitverzweigter Eheberbindungen. Im 11. Jahrhundert waren die Fürsten von Kiew verwandt mit den Herrscherhäusern in Norwegen, Schweden, Frankreich, England, Polen und Ungarn. Russland war Westeuropa nicht weniger zugewandt als seinem südlichen Nachbarn Byzanz. Diese Periode, eine Blütezeit und der Höhepunkt der Macht der Kiewer Rus, war zugleich ein erster Höhepunkt der Annäherung zwischen Europa und Russland.

### Zerfall der Einheit

Im 12. Jahrhundert zerfiel die Einheit der Kiewer Rus in sich befehlende Teilreiche, und als im 13. Jahrhundert die Mongolen ins Land einfielen, konnte sie keine Macht aufhalten. Mit der Errichtung der Mongolenherrschaft im Jahr 1240 trat Osteuropa in eine Übergangsphase seiner Geschichte ein (das „dunkle Zeitalter“). Die mongolische Fremdherrschaft führte für zwei Jahrhunderte zu einem Abbruch der Beziehungen zum Westen und förderte die Abkapselung des orthodoxen Russlands.

Seit der Mitte des 15. Jahrhunderts zerfiel das mongolische Reich in internen Auseinandersetzungen. Der Moskauer Großfürst Iwan der Große (1462–1505) beendete schließlich die Mongolenherrschaft und wurde zum Begründer eines zentralisierten russischen Staates, indem er Schritt für Schritt die umliegenden russischen Länder „einsammelte“. Dem Moskauer Reich fehlte es jedoch noch an internationaler Anerkennung. Inzwischen war Konstantinopel von den Türken erobert worden (1453), so dass die Option einer Anlehnung an Byzanz auch nicht mehr bestand. Im 16. und frühen 17. Jahrhundert empfand man im Westen Russland als eine fremde und nahezu exotische Macht, die nicht in das europäische Staatensystem zu passen schien.

Erst mit dem Regierungsantritt von Zar Michail I. im Jahr 1613 trat das russische Reich wieder Schritt für Schritt in die europäische Staatenwelt ein. Zwischen den Oberschichten Westeuropas und

„Die Taufe Russlands“, Gemälde von Viktor M. Wasnezow, 1848–1926.

denen des Moskauer Reiches fand wieder ein kultureller Austausch statt. Schließlich trat Russland in den Gesichtskreis des Abendlandes in den Jahren der akuten „Türkengefahr“ und der von ihr ausgelösten europäischen Einigungsbestrebung. Im Jahr 1687 trat Russland auf Seiten des Westens in den Krieg gegen das Osmanische Reich ein. Russland galt nun als gleichberechtigter Partner der europäischen Großmächte.

Besonders Zar Peter der Große (1689–1725) gab dem technologisch wenig entwickelten russischen Staat eine neue Prägung. Im Jahr 1703 gründete er die Stadt Sankt Petersburg, die – seit 1712 Hauptstadt – das Symbol für den russischen Fortschritt werden sollte. Der junge Herrscher hatte sich durch Aufenthalte in den Niederlanden und England ein eigenes Bild von Westeuropa, seinem Wissen und seiner Technik gemacht und

### *Nach dem Sieg über Napoleon zog Zar Alexander I. als „Befreier Europas“ in Paris ein.*

begann den Umbau des alten Russlands und seiner Institutionen nach modernen europäischen Vorbildern. Die Zarin Katharina die Große, eine gebürtige preußische Prinzessin, führte Peters Reformpolitik weiter. Ihr politisches Bestreben war die Einbeziehung Russlands in das gesamteuropäische Kultursystem.

Nach dem Sieg über Napoleon zog Zar Alexander I. als „Befreier Europas“ in Paris ein und erlangte nach dem Wiener Kongress 1814/15 sogar eine dominierende Rolle auf dem europäischen Festland. Doch schon durch den Krimkrieg (1853–1856) verspielte Russland seine Position wieder, da nun Frankreich und Großbritannien auf Seiten des Osmanischen Reiches standen, um eine erneute Gebietserweiterung Russlands zu verhindern.

Das agrarisch geprägte russische Reich konnte mit den sich rasant entwickelnden Industriestaaten immer weniger Schritt halten, und in Russland wurde man sich zunehmend uneins, ob eine Übernahme westeuropäischer Lebensformen tatsächlich wünschenswert sei. Den „Westlern“, die eine Übernahme europäischer Kultur und politischer Institutionen propagierten, standen die nationalromantisch geprägten „Russophilen“ oder „Slawophilen“

gegenüber, die einen eigenen, spezifisch russischen Weg in die Moderne forderten und die pauschale Übernahme westlicher Werte ablehnten.

Die Reformen blieben auf halbem Weg stecken, und vor allem die Lage der Landbevölkerung blieb katastrophal. Bedingt durch den Ersten Weltkrieg mit den Folgen der Oktoberrevolution, dem Bürgerkrieg und der Machtübernahme durch die Bolschewisten schlug Russland seit 1917 einen eigenen Weg ein. An den Bemühungen um eine Wiederherstellung des kriegszerstörten Europas durch den Versailler Vertrag und die Suche nach einer neuen Weltpolitik im neu gegründeten Völkerbund nahmen Russland beziehungsweise die Sowjetunion nicht teil. (Im Völkerbund war die Sowjetunion nur von 1934–1939 vertreten.) Für Jahrzehnte begab sich das kommunistische Russland in die Isolation und verschanzte sich hinter dem „Eisernen Vorhang“.

Blockübergreifende Konferenzen der europäischen Staaten fanden erst seit 1975 im Rahmen der Konferenz für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa (KSZE) statt. Daraus ging nach der Wiedervereinigung Deutschlands und der Einstellung der Ost-West-Konfrontation das KSZE-Gipfeltreffen vom November 1990 in Paris hervor, auf dem die Charta von Paris für ein neues Europa beschlossen wurde, die die Hoffnung auf ein Ende des Kalten Krieges und auf die Zukunft eines demokratischen, solidarischen und friedlichen Europas ausdrückte.

### Mehrere Vertrauensbrüche

Putin unterstrich diesen Wunsch nach Annäherung an Europa in seiner Rede vor dem deutschen Bundestag im November 2001: „Ich bin der Meinung, dass Europa seinen Ruf als mächtiger und selbstständiger Mittelpunkt der Weltpolitik langfristig nur festigen wird, wenn es seine eigenen Möglichkeiten mit den russischen menschlichen, territorialen und Naturressourcen sowie mit den Wirtschafts-, Kultur- und Verteidigungspotenzialen Russlands vereinigen wird.“

Der Westen verstand diese Entwicklung vermutlich zu sehr als einen Sieg westlicher Ideen und ging nicht mehr auf die Interessen Russlands ein. Im Laufe der Jahre kamen Vertrauensbrüche hinzu: Im Juni 2002 traten die USA einseitig vom

1972 abgeschlossenen Vertrag über die Begrenzung von antiballistischen Raketenabwehrsystemen (ABM-Vertrag) zurück und begannen – gemeinsam mit der NATO – mit dem Aufbau eines Raketenabwehrsystems. Zudem wurden die Beitritte osteuropäischer Staaten in die NATO von der russischen Regierung zunehmend kritisch betrachtet und führten zu einem erstarrenden antiwestlichen Ressentiment und großrussischen Nationalismus.

### Deutsche Wunschvorstellung

Mit der Annexion der Krim und der russischen Intervention in der Ostukraine im Jahr 2014 und mit dem brutalen russischen Überfall auf die Ukraine im Februar 2022 ist die Charta von Paris praktisch aufgekündigt und die deutsche Wunschvorstellung von einem „Wandel durch Dialog und Handel“ wiederum in weite Ferne gerückt. Wie kann es weitergehen in Europa?

„Gewinnen“ kann Putin diesen Krieg schon jetzt nicht mehr. Ein militärischer Sieg über die Ukraine würde Russland für weitere Jahrzehnte weltpolitisch isolieren und hinter einen erneuten „eisernen Vorhang“ zurückdrängen. Einen Wirtschaftskrieg und ein neues Wettrüsten würde Russland nicht lange durchhalten.

Es kann jedoch auch nicht darum gehen, Russland militärisch zu besiegen oder dauerhaft wirtschaftlich ins Abseits zu stellen. Putin, dessen „gelenkte Demokratie“ sich zunehmend zu einem autoritären Despotismus entwickelt hat, muss vielmehr neutralisiert werden und Russland wieder in die Lage versetzt werden, einen Weg der Annäherung an das europäische Wertesystem zu beschreiten.

Die Vision der angelsächsischen Mission, die Völker jenseits der Karpaten in den westlichen Kulturkreis einzubeziehen, ist nach wie vor aktuell. Kulturell gehört Russland zu Europa, das belegt seine Geschichte von den Anfängen bis zur Gegenwart – trotz seiner Phasen der Isolation.

Politisch sollte den Russen unter Anerkennung ihrer historischen und kulturellen Eigenheiten der Weg nach Europa weiterhin offenstehen, auch wenn es noch Jahre der Annäherung bedarf. Der Westen sollte dafür offenbleiben, dass Russland seinen Platz in der Geschichte Europas selbstbewusst und aus innerer Überzeugung einnehmen kann. ◀

# Gelebte Nächstenliebe

Geschichten aus der Nachbarschaft am Beispiel der Niederlande

KATHRIN JÜTTE

Die Herausforderungen sind groß: zunehmende Vereinsamung, Ausgrenzung, eine alternde Gesellschaft und bröckelnder Kitt im Gemeinwesen. Wie kann in Zukunft trotz allem ein solidarisches Miteinander gelingen? Was können Kirche und Diakonie beitragen? Teilnehmerinnen und Teilnehmer einer Studienreise der Diakonie Deutschland haben im Osten der Niederlande zwei Projekte besucht, die im Quartier die Lebensbedingungen der Menschen zu verbessern suchen.

Im Meester Geertshuis in der Assenstraat 20, unweit der gotischen Lebnuskirche, kennt man jedoch auch die Schattenseiten hinter den blank geputzten Fassaden. Das Haus in typisch braun-rötlicher Klinkermanier beherbergt das „oecumenisch diaconaal centrum deventer“, benannt nach Geert Grote (1340 bis 1384), einem niederländischen Theologen, religiösen Reformator und Bußprediger.

Trijnie Plattje empfängt die Besucherinnen und Besucher in einem großen behaglichen Raum. Auf den zwei Tischen schaffen Tee, Wasser, kleine Kuchen und Waffeln eine wohnliche Atmosphäre. Die

66-Jährige mit dem hellgrauen Kurzharschnitt arbeitet als Freiwillige in dem ökumenischen Gemeinschaftshaus. Vor eineinhalb Jahren ging die Pfarrerin der Protestantse Gemeente Colmschate-Schalkhaar in den Ruhestand, seitdem kommt sie für fünf Stunden in der Woche in das Haus, mal in die sogenannte Anlaufstelle, mal in die Sprechstunde.

Denn dreimal in der Woche öffnet sich das Haus als Anlaufstelle, in der sich Menschen aus der Nachbarschaft wohl und willkommen fühlen sollen. Im „Wohnzimmer“ können sie eine Tasse Kaffee oder Tee trinken, Zeitung lesen, sich mit anderen Menschen treffen. Trijnie Plattje nennt es schlicht „da sein“. Hier im Meester Geertshuis haben sich die Freiwilligen und die zwei Hauptamtlichen der „präsentischen Herangehensweise“ verschrieben, wie sie erklärt. Das heißt: „Es geht um Sorge, um die Würde der anderen Person, um den grundlegenden Akt, den Anderen so anzuerkennen, dass er – so verrückt, beschädigt, verwirrt oder anders er auch sein mag – zählt“, heißt es in einem Aufsatz von

*Zeit für ein Gespräch oder praktische Hilfe: Im Meester Geertshuis in Deventer finden Menschen Unterstützung.*



Fotos: Kathrin Jütte

Wer in diesem Spätsommer durch die Niederlande fährt, dem bleiben die auf den Kopf gestellten blau-weiß-roten Fahnen an den Autobahnen, Landstraßen, Brücken oder Laternen nicht verborgen. Was früher auf hoher See als ein Signal für Hilfe galt, soll den Protest der Landwirte gegen die niederländische Regierung anzeigen. Vor allem im Osten des Landes. Doch die alte Hansestadt Deventer mit ihren malerischen Gassen und der geschlossenen historischen Altstadt scheint noch immer an die Tradition der mächtigen und wohlhabenden Hanse anzuknüpfen. Von dieser Zeit des wirtschaftlichen Aufschwungs legen zahlreiche Sakralbauten, Handels- und Bürgerhäuser mit prachtvollen Eingangstüren und Fensterschmuck bis heute Zeugnis ab.



Andries Baart, der als Begründer der Präsenztheorie gilt und als Wissenschaftler im Bereich der Seelsorge und Pflege geforscht hat. Niemanden abschreiben, den Willen des Anderen ausgraben, das Beste ans Tageslicht fördern, das haben sich die Mitarbeiterinnen auf die Fahnen geschrieben. „Es gibt Geduld, Zeit und kein Urteil“, sagt Plattje. Und da die Freiwilligen in dem örtlichen Netzwerk der kommunalen und staatlichen Fürsorge zuhause sind, bilden sie oft einen guten Brückenkopf. Darauf baut die diakonische Arbeit im Meester Geertshuis

*Mit dem Meester Geertshuis präsentieren sich die Kirchen in der Gesellschaft.*

auf. Der Erfolg der Arbeit liegt im großen Netzwerk: von Nahrungsmitteltafeln über das House of Hope, das bei Umzügen oder Gefängnisaufenthalten hilft, bis hin zur offiziellen Kinderhilfe, zum Roten Kreuz und zur Heilsarmee. Wichtig ist nur der lokale Bezug, denn es geht um die Lebensqualität in der Stadt und in der Nachbarschaft. In den sogenannten Sprechstunden, die zweimal in der Woche stattfinden, wird es konkreter. Trijnie Plattje zählt auf: Da geht es um finanzielle Unterstützung bei Obdachlosigkeit, um ein kostenloses Frühstück oder Abendbrot, um Rat für Frauen und ihre Kinder, die zuhause Gewalt erfahren haben, um Schuldnerberatung und um „Bett und Brot“ für Flüchtlinge.

Die rund 80 Freiwilligen erreichen so Menschen in Deventer, die oftmals psychiatrisch behandelt worden oder obdachlos sind. „7 000 Leute kommen jedes Jahr

durch diese Tür, es sind 700, die Hilfe brauchen und denen geholfen wird“, rechnet sie vor. Auch aus diesem Grund durfte das Haus während der Corona-Pandemie in den vergangenen zwei Jahren geöffnet bleiben.

Eric de Ridder ist der Penningmeester der Stiftung, die das kirchlich initiierte Projekt trägt. Schatzmeister will er nicht genannt werden, obwohl es das im Deutschen sehr genau trifft. Er kümmert sich ehrenamtlich um die Finanzen. Für die Miete kommt die örtliche Kirchengemeinde auf, insgesamt zahlen vier Kirchen Geld ein, katholisch, evangelisch und freikirchlich. Die umliegenden Dörfer gewähren mit Geld aus den Kollekten Unterstützung.

Das Meester Geertshuis sei das Gesicht, mit dem sich die Kirchen in der Gesellschaft präsentieren, deshalb geben manche viel, manche eher weniger. „Die Kirchen haben unterschiedliche Ziele, aber die diakonische Arbeit ist der einfachste Weg, miteinander zu arbeiten“, sagt der Stiftungsvorstand. Aber auch die Kommune fördert die Arbeit; ihr Anteil liegt immerhin bei 40 Prozent.

**Feste feiern**

Eineinhalb Autostunden von Deventer entfernt Richtung Norden liegt die Ortschaft Vries in der niederländischen Provinz Drenthe, eine der am dünnsten besiedelten Provinzen des Landes. Tatsächlich, weitläufige Heidelandschaften, Wälder und Naturschutzgebiete prägen die Landschaft jenseits der Autobahn 28. Vries hat 4 000 Einwohnerinnen und Einwohner, mit den umliegenden Weilern. Die Bonifatiuskirche, die älteste in der Region, ist wahrscheinlich dem Heiligen Bonifatius gewidmet, aber

ganz genau wissen sie das hier in Vries nicht. Sie hat an ihrem Standort viele Wandlungen erlebt, in der Reformationszeit wurde sie evangelisch.

Bert Altena, Pfarrer der Protestantse Gemeente te Vries, macht sich keine Illusionen. Er weiß, zwölf Jahrhunderte sind keine Garantie, Kirchen werden geschlossen und umgewidmet. Mittlerweile ist jede fünfte Kirche in den Niederlanden zweckentfremdet. Die Bonifatiuskirche steht mitten im Dorf und trutzt der zunehmenden Säkularisierung. Wie wappnet man sich dort, wo noch 700 Menschen zur evangelischen Kirche gehören, für die Zukunft?

Da sind zunächst die Feiern. Jeden Sonntag natürlich, aber auch ein paar Mal im Jahr. Pfarrer Altena erzählt vom Bonifatiusfest an Pfingsten, wenn im ganzen Dorf eine große Feierlichkeit mit Theater, mittelalterlichem Markt, mit Bogenschießen und einer kleinen Konferenz über Bonifatius begangen wird. Oder, wie in diesen Tagen am Ewigkeitssonntag im November, wenn das ganze Dorf eingeladen ist, die Toten zu ehren. Diese Feste seien sehr wichtig für die Gemeinschaft im Dorf. Ein anderes Beispiel: Die Kirche ist täglich von montags bis samstags geöffnet, und alle sind eingeladen, die Stille zu genießen. Selbst in Corona-Zeiten blieb sie auf.

Wie engagiert sich die evangelische Kirche für das Dorf? Darüber gibt Herma van Goor Auskunft. Die 61-Jährige ist Vorsitzende der diakonischen Arbeit der Protestantse Gemeente te Vries. Aber anders als in Deutschland, wo Diakone in Voll- oder Teilzeit von der Gemeinde bezahlt werden, ist die diakonische Arbeit der Kirchengemeinde wie überall in den

*Pfarrer Bert Altena erprobt neue Formen der Kooperation.*





Workshop im Vrieser Projekt Plaats de Wereld.

Niederlande ehrenamtlich organisiert, in Vries mit fünf Freiwilligen. Aber: „Viele Gemeindemitglieder helfen, wenn es nötig ist“, sagt Herma van Goor, die sich nun zum zweiten Mal für weitere vier Jahre für das Ehrenamt verpflichtet hat. Mit Geld aus den Kollekten werden Projekte unterstützt, weltweit und in der Gemeinde, aber auch ukrainische Flüchtlinge und solche aus Syrien, Afrika und Afghanistan. Die Freiwilligen helfen auch bei der Essenausgabe der kommunalen Gemeinde, sammeln Geld für den Einkauf frischer Produkte. Wie überall steht die Energiekrise mit ihren dramatischen Auswirkungen auf der Tagesordnung, die Inflation liegt in den Niederlanden bei über zwölf Prozent. Tendenz steigend.

## Nachhaltigkeit und bunte Welt

Wie kann die Kirchengemeinde auch Teil der Dorfgemeinschaft sein? Wie kann es gelingen, den Kirchbau für die Gemeinschaft zu bewahren? „Es sind offene Fragen, auf die wir die Antworten suchen“, sagt Pfarrer Altena. Er weiß um die gesellschaftlichen Herausforderungen, die durch die zunehmende Individualisierung verstärkt werden. Dem will er eine Kirche als Treffpunkt entgegensetzen. Für die wirtschaftlich Schwachen. Für die Älteren. Für die Einsamen. Die Kirche als Haus der Gemeinschaft, offen für jedermann? „Der Heilige Geist gibt uns jeden Tag neue Einsichten, weist uns vielleicht auch neue Wege“, bemerkt er trocken.

Ein schmaler Weg führt vom Gemeindehaus an der Bonifatiuskirche vorbei an der Gaststätte Onder de Linden zu Plaats de Wereld, einem Nachbarschaftsprojekt, mit dem die Kirchengemeinde zusammenarbeitet. Die Glocken der Bonifatiuskirche

läuten, während im Vortragsraum Johan Westerhof sein Projekt Plaats de Wereld vorstellt. Dort spürt man den Wandel der Zeit. Westerhof ist das, was man neudeutsch einen social entrepreneur nennt. Gemeinsam mit seiner Frau Yvonne startete er vor zehn Jahren mit einem ehrgeizigen Projekt: „Wir wollten einen Platz schaffen, wo Menschen in Kontakt zueinander treten, wo sie sich treffen, voneinander lernen und sich gegenseitig inspirieren können, wir wollten Kulturen und Menschen zusammenbringen“, sagt er. Nachhaltigkeit und eine bunte Welt, waren die Voraussetzungen. Egal, ob krank oder gesund, weiß oder schwarz, arm oder reich, alle können teilnehmen.

Überall am Haus finden sich Hochbeete und Töpfe mit Pflanzen, Kräutern und Blumen. Die Woche über werden sie von den Freiwilligen, wie die Besucher im Haus genannt werden, gepflegt. Diese arbeiten entweder im Garten oder in der Küche mit, fertigen in Tagesworkshops Naturstempel an, drucken Kräuter auf Textilien oder nehmen an einem Holzworkshop teil. Zwischen zehn und zwanzig Menschen kommen am Tag, um gemeinsam Zeit zu verbringen und aktiv zu sein. Meist sind es Frauen, zwischen 45 und 60 Jahren.

Das Credo von Plaats de Wereld, so erklärt es Johan Westerhof: Jeder hat etwas einzubringen, kann andere inspirieren und ist wichtig für die Gemeinschaft. Viele, die tagsüber in diesen kleinen Weltentreff kommen, leben allein. Einsamkeit ist ein Grund, sie ist aber nichts, worüber man offen spricht.

Ein Freundeskreis mit über 120 Leuten, die jährlich pro Person 100 Euro zahlen, bildet neben staatlicher Projektförderung und einem Zuschuss der protestantischen Kirche die finanzielle Grundlage. Einen

Teil ihrer Einnahmen erzielen die Westerhofs auch über Beiträge für Workshops, Erlöse aus dem Verkauf von Gebasteltem und Kunsthandwerk; ein Unternehmer stellt das Gebäude zur Verfügung. 150 000 Euro standen ihnen im vergangenen Jahr zur Verfügung.

Draußen im Garten drucken zwei Frauen Gräser und Kräuter auf Textilien, Ecoprinting nennen sie das, in der Küche duftet es nach frisch gebackenem Brot. „Die meisten Menschen kommen von allein zu uns, werden durch die diakonische Arbeit der Kirchengemeinde aufmerksam oder sind direkte Nachbarn“, berichtet Westerhof. Früher habe man sich in Vries über die Kirche kennengelernt, heute übernehme Plaats de Wereld diese Aufgabe. „Es ist ein neuer Club, aber auch Teil der Gemeinschaft im Dorf.“ Er benennt den Wandel: „Noch vor zehn Jahren hat die Kirche gedacht, die Menschen müssten zu ihr kommen, doch inzwischen muss sie sich dem Dorf öffnen.“ Unterstützung

*„Früher hat man sich über die Kirche kennengelernt, heute übernimmt das Plaats de Wereld.“*

bekommt er von Herma van Goor. Die kleine Bildungswerkstatt veranstalte viel, was die Kirchengemeinde auch tun sollte. Und für Pfarrer Altena ist Johan Westerhof ein Vorbild: „Sie tun, was wir predigen.“ Beide arbeiten zusammen und versuchen, die Gemeinschaft im Ort zu stimulieren. Doch die Säkularisierung schreitet voran. Altena und seine Gemeinde erproben neue Formen der Kooperation. Denn die Frage nach dem Ort der Kirche in einer zunehmend entkirchlichten Gesellschaft erwartet dringend eine Antwort. In Vries ist man gemeinsam auf der Suche.

Auch Maria Loheide, Vorstand Sozialpolitik der Diakonie Deutschland, ist beeindruckt von den Nachbarschaftsprojekten in den Niederlanden: Sie wirken gegen Einsamkeit und für ein solidarisches Miteinander. Dass die Kirche sich dabei aktiv beteiligt, ist für die leitende Diakonikerin ein Muss. Sie ist überzeugt, dass die Kooperation im Sozialraum ein Zukunfts- und Erfolgsfaktor von Kirche und Diakonie sein wird. Dabei stehen Beziehungen, sei es im Meester Geerthuis in Deventer oder in Vries, im Mittelpunkt, so dass diakonisches Handeln erfahrbar werde. ▽

# Heidelberg reloaded

Warum die evangelische Kirche ihre Haltung zur atomaren Abschreckung überdenken muss

ULRICH H. J. KÖRTNER

In den vergangenen Jahrzehnten galt es in weiten Teilen der EKD als ausgemacht, dass

Deutschland dem Atomwaffenverbotvertrag beitreten sollte. Der Krieg Russlands hat diese Position erschwert, meint der Wiener Systematiker Ulrich H. J. Körtner.

Er plädiert im Sinne der Heidelberger Thesen der EKD von 1959 für das Prinzip der Komplementarität und für eine eigenständige europäische Strategie der atomaren Abschreckung.

Der Ukrainekrieg nötigt die Kirchen dazu, ihre bisherigen friedensethischen Positionen zu überdenken. Das schließt die Haltung der Kirchen zur Abschreckung mit Kernwaffen ein. Heute herrscht weitgehend ökumenischer Konsens, dass nicht erst der Einsatz von Kernwaffen, sondern schon die Abschreckung mit ihnen aus christlicher Haltung abzulehnen ist.

In diese Richtung hat sich die friedensethische Position der evangelischen Kirchen in Deutschland nach dem Fall des Eisernen Vorhangs entwickelt. 2019 forderte die EKD-Synode in Dresden die deutsche Bundesregierung auf, Gespräche mit den NATO-Partnern, auf EU-Ebene und in der OSZE mit dem Ziel zu führen, den Atomwaffenverbotvertrag aus dem Jahr 2017 zu unterzeichnen. Ein solcher Schritt würde im Ergebnis wohl auf den Austritt Deutschlands aus der NATO hinauslaufen.

In diese Richtung marschieren auch jene Landeskirchen, die zu einer „Kirche des gerechten Friedens“ werden wollen, allen voran die Evangelische Landeskirche in Baden, die davon träumt, die Bundeswehr bis 2040 in eine Organisation ziviler

Sicherheitspolitik umzuwandeln und aus dem Verteidigungsministerium ein Ministerium für zivile Krisenprävention zu machen.

Die Aussicht auf eine kernwaffenfreie Welt ist mit dem Angriffskrieg Russlands, der letztlich auf die Zerschlagung der Ukraine und die Bestreitung des Existenzrechts des ukrainischen Volkes zielt, jedenfalls in weite Ferne gerückt. Putin hat schon in einer frühen Phase des Krieges mit seinem Atomwaffenarsenal gedroht. Eine Sicherheitsordnung ohne atomare Abschreckung ist gegenwärtig kaum denkbar. Das ist kein Plädoyer für eine unkritische Fortschreibung nuklearer Strategien, sondern im Gegenteil für ein besonnenes Handeln, um den Beginn einer neuen Eskalationsspirale zu verhindern.

## Problematische Abkehr

Im Zuge dessen ist auch die Abkehr, welche die EKD von den Heidelberger Thesen aus dem Jahr 1959 zur Atombewaffnung in ihrer friedensethischen Denkschrift 2007 vollzogen hat, zu problematisieren. Auf dem Höhepunkt der Kontroversen um

den NATO-Doppelbeschluss von 1979 hatte sich die EKD noch ausdrücklich an den Heidelberger Thesen festgehalten und diese im Anhang der Denkschrift „Frieden wahren, fördern und erneuern“ (1981) abgedruckt. Während beispielsweise das Moderamen des Reformierten Bundes die atomare Abrüstung zur Bekenntnisfrage erklärte, urteilte die EKD, die Kirche müsse im Sinne der Heidelberger These VIII „die Beteiligung am Versuch, einen Frieden in Freiheit durch Atomwaffen zu sichern, weiterhin als eine für Christen noch mögliche Handlungsweise anerkennen“.

Im Gegensatz dazu vertritt die Friedensdenkschrift aus dem Jahr 2007 – unter dem Eindruck einer nach 1989 veränderten historischen und weltpolitischen Lage – die Auffassung, „die Drohung mit dem Einsatz nuklearer Waffen sei in der Gegenwart friedensethisch nicht mehr zu rechtfertigen.“ In diesem Punkt waren sich die Kammer für Öffentliche Verantwortung und der Rat der EKD einig. Uneinigkeit herrschte lediglich darüber, welche friedenspolitischen Folgerungen aus dieser Aussage zu ziehen seien.

Für die gemeinsam geteilte friedensethische Grundposition in der Frage der



*Eine von Russlands Sarmat Interkontinental-Raketen, entnommen einem Video des russischen TV-Senders RTR.*



Foto: picture alliance

Nuklearbewaffnung stützt sich die Denkschrift von 2007 auf ein Rechtsgutachten des Internationalen Gerichtshofs in Den Haag aus dem Jahr 1996, wonach nicht erst der Einsatz von Kernwaffen, sondern bereits die Drohung mit ihnen völkerrechtswidrig sei, sieht man vom Extremfall ab, in dem das Überleben eines Staates auf dem Spiel steht. Alle Versuche, die Verbreitung

*Der friedensethische Grundsatz der Komplementarität stammt aus der Quantenphysik.*

von Kernwaffen durch ein völkerrechtliches Regelwerk zu unterbinden, seien gescheitert. Die Produktion und Einlagerung von Massenvernichtungswaffen in Risikostaaten ließe sich auch durch die Drohung mit Atomwaffen nicht verhindern. Anders als während des Kalten Krieges könne man heute auch nicht mehr „mit einem zu rationalem Kalkül geneigten Gegner rechnen. Vor diesem Hintergrund haben die Gründe für die Kritik an der Abschreckungsstrategie deutlich an Gewicht gewonnen“.

Während nun eine in der Friedensdenkschrift zu Wort kommende Argumentationslinie die vollständige atomare Abrüstung fordert, lautet eine andere Position, die atomare Abschreckung bleibe – unbeschadet intensiver Abrüstungsbemühungen – weiterhin „gültiges Prinzip“, da man sich, „auch ohne jemandem explizit zu drohen, mit potentiellen Bedrohungen“ auseinandersetzen müsse, die nicht zuletzt von der wachsenden Zahl von Staaten, die Kernwaffen besitzen, und von Terrorgruppen ausgehen, die sich Massenvernichtungswaffen beschaffen könnten. Wie sich die zweite Argumentationslinie mit der angeblich konsensuellen Abkehr von der Heidelberger These VIII widerspruchsfrei in Einklang bringen lässt, ist nicht ersichtlich.

Hier zeigt sich nun, dass die Denkschrift von 2007 sich nicht nur von der achten der Heidelberger Thesen distanziert, sondern auch vom Komplementaritätsgedanken abrückt, der die tragende Denkfigur der Thesen von 1959 ist. Heidelberger These VI lautet: „Wir müssen versuchen, die verschiedenen im Dilemma der Atomwaffen getroffenen Gewissensentscheidungen als komplementäres Handeln zu verstehen.“

Erst im Rahmen dieses Komplementaritätsgedankens wird These VIII verständlich, wonach die Kirche „die Beteiligung an dem Versuch, durch das Dasein von Atomwaffen einen Frieden in Freiheit zu sichern, als eine heute noch mögliche christliche Handlungsweise anerkennen“ müsse. Notabene: müsse, nicht etwa nur könne! In der Friedensdenkschrift 2007 fehlt der Begriff der Komplementarität völlig.

Es war der Physiker Carl Friedrich von Weizsäcker, der den friedensethischen Begriff der Komplementarität maßgeblich prägte. Ursprünglich stammt er aus der Quantenphysik. Dort besagt er, dass ein und derselbe Vorgang methodisch auf zwei verschiedene Weisen beobachtet und beschrieben werden kann, die einander ausschließen, gleichwohl zusammengehören und einander ergänzen, ohne in einer dritten Beobachterperspektive aufgehoben werden zu können.

In analoger Weise sprechen die Heidelberger Thesen von der Komplementarität zweier gegensätzlicher Positionen in der Friedensethik. Nach der einen muss die Kirche den Waffenverzicht als christliche Handlungsweise anerkennen, nach der entgegengesetzten die Beteiligung an dem Versuch der Friedenssicherung durch atomare Abschreckung. Dabei ist nicht nur Heidelberger These IX in Erinnerung zu rufen: „Für den Soldaten einer atomar bewaffneten Armee gilt: Wer A gesagt hat, muss damit rechnen, B sagen zu müssen; aber wehe den Leichtfertigen!“

## Offener Raum

Für das Komplementaritätsverständnis der Heidelberger Thesen ist der Kommentar zu These XI entscheidend: „Faktisch stützt heute jede der beiden Haltungen, die wir angedeutet haben, die andere. Die atomare Bewaffnung hält auf eine äußerst fragwürdige Weise immerhin den Raum offen, innerhalb dessen solche Leute wie die Verweigerer der Rüstung die staatsbürgerliche Freiheit genießen, ungestraft ihrer Überzeugung nach zu leben. Diese aber halten, so glauben wir, in einer verborgenen Weise mit den geistlichen Raum offen, in dem neue Entscheidungen vielleicht

«Auf jeden Fall macht das Buch Hoffnung.»

Andreas Bönke,  
Bayerischer Rundfunk



207 Seiten | Klappenbroschur | € 18,- | (bp 6479)  
ISBN 978-3-406-79020-1

Wolfgang Huber beschreibt klar und pointiert die technische und soziale Entwicklung, die mit der Digitalisierung einhergeht, und zeigt, wie sich konsensfähige ethische Prinzipien für den Umgang mit digitaler Intelligenz finden lassen und umgesetzt werden können – von der Gesetzgebung, von digitalen Anbietern und von allen Nutzern.



**C.H. BECK**  
WWW.CHBECK.DE

möglich werden.“ In der Denkschrift von 2007 fehlt dieser Gedanke, weshalb die beiden Argumentationslinien pro und contra Fortsetzung atomarer Abschreckung unverbunden nebeneinanderstehen.

Man kann die Argumentationsfigur der Heidelberger Thesen als eine verantwortungsethisch begründete Ethik des Kompromisses bezeichnen. In Anbetracht der neuen Weltlage, die mit dem völkerrechtswidrigen Angriffskriegs Russlands gegen die Ukraine entstanden ist, gewinnt diese Ethik neu an Aktualität. Jetzt, da nach dem Fall des Eisernen Vorhangs, dem Zerfall und schließlich der offiziellen Auflösung der Sowjetunion die entstandene neue Sicherheitsordnung unwiderruflich zerstört ist, zeigt sich, dass der vermeintliche friedensethische Fortschritt der Denkschrift von 2007 und der Kundgebung von 2019 gegenüber der Denkschrift von 1981 und den Heidelberger Thesen von 1959 in Wahrheit ein Rückschritt ist.

Aus dem bisherigen Verlauf des Ukrainekrieges lassen sich zumindest die folgenden beiden Lehren ziehen: Es stimmt erstens nicht, dass man gegen eine Atom-

*Die Schriften dieses  
Jahrtausends waren  
ein Rückschritt gegenüber  
den Thesen von 1959.*

macht keine Kriege gewinnen kann. Beispiel: Afghanistan, wo sowohl die Sowjetunion (1979–1989) als auch die NATO (2001–2021) letztlich im Kampf gegen die Mudschahedin und die Taliban gescheitert sind. Die Aufforderung an die Ukraine, schnell einen Verhandlungsfrieden zu suchen, also im Klartext: sich zu ergeben, ist ethisch falsch und auch pragmatisch unbegründet.

Und zweitens: Der Besitz von Kernwaffen bedeutet zwar nicht notwendigerweise, in jeder kriegerischen Auseinandersetzung dem Gegner überlegen zu sein, wohl aber eine erhöhte Sicherheit vor einem Angriffskrieg. Die Ukraine hat – gegen entsprechende Sicherheitsgarantien, die aber letztlich keinen Bestand hatten – 1994 auf ihr Kernwaffenarsenal aus der Zeit der Sowjetunion verzichtet, über das sie allerdings keine operative Kontrolle hatte. Der Verlauf der Ereignisse seit 2008 in der Ukraine, die Annexion der Krim 2014 und schließlich der groß angelegte Angriff 2022 werden



Staaten in ihrer Haltung bestärken, keinesfalls auf vorhandene Atomwaffen zu verzichten beziehungsweise ihre Anstrengungen zu intensivieren, in den Besitz von Atomwaffen zu gelangen.

In Anbetracht dieser Lage ist die Annahme, der Verzicht auf Kernwaffen würde den Weltfrieden fördern, zumindest zweifelhaft. Daher ist auch die Forderung der EKD problematisch, Deutschland solle dem Atomwaffenverbotsvertrag von 2017 beitreten. Dieser stellt gegenüber dem Atomwaffensperrvertrag aus dem Jahr 1970 und dem seither entstandenen Regelwerk keine Verbesserung dar, auch wenn dieses in den vergangenen Jahrzehnten zunehmend durchlöchert wurde.

Im Unterschied zum Atomwaffensperrvertrag ist keine der Atommächte dem Atomwaffenverbotsvertrag von 2017 beigetreten. Von den NATO-Staaten haben einzig die Niederlande an den Verhandlungen teilgenommen, in der UN-Vollversammlung am Ende aber gegen den Vertrag gestimmt. Schweden war zunächst für den Vertrag, hat ihn dann aber doch nicht unterzeichnet, um sich die Option für einen NATO-Beitritt offenzuhalten. 2022 hat das Land ebenso wie Finnland unter dem Eindruck des Überfalls Russlands auf die Ukraine nun den Antrag auf Mitgliedschaft in der NATO gestellt. Eine atomwaffenfreie NATO ist ebenso eine Illusion wie eine internationale Sicherheitsordnung ohne NATO. Ein Ziel muss aber eine eigenständige europäische Strategie der atomaren Abschreckung sein.

## Gegen Russland

Die an der FEST in Heidelberg tätige Politologin Ines-Jacqueline Werkner hat dafür plädiert, die Heidelberger Thesen in Richtung auf ein Konzept nuklearer Abrüstung durch gemeinsame Sicherheit weiterzudenken. Das war allerdings noch vor dem Überfall Russlands auf die Ukraine. In seiner Folge findet ein sicherheitspolitischer



Paradigmenwechsel statt, den der Vorsitzende des Auswärtigen Ausschusses im Bundestag, Michael Roth (SPD), auf folgende Formel bringt: „Sicherheit kann es in Europa nur noch gegen, nicht mit Russland geben.“

### Abgründige Frage

Was diese Doktrin auch für die Frage der atomaren Abschreckung bedeutet, inwieweit selbst dann, wenn Russland als Gegner und nicht als Partner des Westens einzustufen ist, noch wechselseitig mit rationalem Kalkül zu rechnen ist, das beide Seiten vom Einsatz nuklearer Waffen abhalten kann, ist eine offene, abgründige Frage. In dieser Lage gewinnen die friedensethischen Heidelberger Thesen aus dem Jahr 1959 neue Aktualität. Dabei gilt es, die schon in der friedensethischen Denkschrift der EKD von 1981 formulierte Erkenntnis auszuhalten, „daß es für einen Frieden in Freiheit weder durch atomare Rüstung noch durch den Verzicht auf sie eine Garantie gibt.“

Aushalten lässt sich diese Erkenntnis wohl nur auf dem Boden einer Verantwortungsethik, die mit Dietrich Bonhoeffer darauf vertraut, „daß Gott kein zeitloses Fatum ist, sondern daß er auf aufrichtige Gebete und verantwortliche Taten wartet und antwortet“.

### HINWEIS

Auf unserer Internetseite finden Sie zwei Entgegnungen auf Ulrich Körtner's Text. Der frühere EKD-Friedensbeauftragte Renke Brahm's fordert, die Heidelberger Thesen zu entmythologisieren: [www.zeitzeichen.net/node/10033](http://www.zeitzeichen.net/node/10033). Und der frühere Militärdokan Hartwig von Schubert hält die Denkschrift aus dem Jahr 2007 für eine weiterhin ausreichende Richtlinie evangelischer Friedensethik: [www.zeitzeichen.net/node/10035](http://www.zeitzeichen.net/node/10035).

ANNETTE KURSCHUS

## Volkskirche!

Warum Gott noch lange nicht in den Ferien ist

Der liebe Gott geht inkognito durch die Straßen, aller lästigen Aufgaben ledig. Für Donner, Blitz und Hagel macht man ihn nicht verantwortlich. Den irdischen Begriffen von Recht und Unrecht braucht er sich nicht mehr anzupassen. Den Kirchenglocken hört er mit halbem Ohr zu. Und wenn er in eine Kirche tritt, gibt er den Bettlern ein Almosen, um nicht aufzufallen. Gott kann sich nur noch seinen unerforschlichen Ratschlüssen widmen, der Verwaltung des Unermesslichen und der Erhaltung des Ewigen. Sie werden kaum glauben, wie froh Ich bin, gesteht er. Jetzt gehe Ich ins Theater, man gibt dort ein Stück, in dem Ich gelästert werde: Ich brauche ja gar nicht mehr zu strafen, Sie glauben gar nicht, welch ein schöner Abend das wird ...

So stellt sich der jüdische Schriftsteller Joseph Roth Gott in Russland vor, nachdem die Staatsreligion erledigt ist und der säkulare Sowjetmensch Gott entlassen hat. „Gott hat Ferien“ resümiert Roth in seiner Glosse „Der Liebe Gott in Russland“. 95 Jahre später sind die Ferien für Gott in Russland längst vorbei, und er wird vom Staat und staatsgehorsamen Popen mächtig eingespannt fürs Rechtfertigen, Strafen und Krieg-Segnen, was er doch so leid war. Ferien scheint Gott aber hierzulande in Aussicht zu haben, wo fast die Hälfte der Kabinettsmitglieder nicht mehr auf Gottes Hilfe setzt und weniger als die Hälfte der Deutschen Kirchenmitglieder sind. Könnte Gott in mittelferner Zukunft ähnlich erlöst sein wie in Roths Phantasie, wenn es die Volkskirche nicht mehr gibt, die Landeskirchenämter geschlossen und die meisten Gemeindehäuser anderen Zwecken zugeführt sind? Wer wird in Zukunft noch selbstverständlich und ohne jede Ambivalenz von einem Gott reden, der immer da,

immer nah ist und für uns sorgt? So sehr das stimmt, hat das für einen erheblichen Teil der Menschen noch nie gestimmt. Gott weniger gewiss zu behaupten, wird die Worte gewichtiger machen.

Aber allem Unken zum Trotz: Ich sehe Gott noch lange nicht in den Ferien, und ich halte fest an der Volkskirche als einer Kirche, die offen ist für alles Volk, das festgläubige und halbgläubige und nichtgläubige. Es sind viele, die nicht genau wissen, ob sie sich als Christen bezeichnen

sollen, die aber unsere Kirche wollen und darum nicht austreten. Ich möchte, dass gerade dieses nichtgläubige Volk sich bei uns am richtigen Ort fühlt. Sie wollen, dass wir den Menschen, wie manche abfällig sagen, „Märchen erzählen“, also Geschichten, die im schönsten Sinn weltfremd sind, in denen Kinder Riesen besiegen, Gelähmte gehen und Tote auferweckt werden und in denen die Welt nicht aufgeht in rationalen Prognosen. Sie wollen, dass wir das sind, was oft als unser Manko verschrien ist: für alte Leute da. Es ist gut, wenn die Kirche ein Ort ist, an dem Alte sind und sichtbar sind. Sie wollen, dass die Wörter Barmherzigkeit, Seligkeit und ewiges Leben nicht aussterben. Sie wollen, dass öffentlich gebetet wird, auch wenn sie es selbst nicht können. Als der erlöste Gott in die Kirche geht, sieht er den Fuß eines knienden Mannes und ein Loch in seiner Fußsohle. Wo hat er sich das Loch ausgetreten?, fragt er. Das sind die Gottesfragen – die Zukunftsfragen. ◀



Foto: EKVW

Annette Kurschus ist Vorsitzende des Rates der EKD und Herausgeberin von *zeitzeichen*.

## Baustelle Kirche

In vielen Regionen Deutschlands wird an kirchlichen Reformprozessen gearbeitet. Anders als in früheren Jahrzehnten geht es dabei nicht nur um Äußerlichkeiten und um Rationalisierungsprozesse im „Unternehmen Kirche“. Sondern es wächst die Erkenntnis, dass sich Arbeit und Wesen unserer Volkskirche inhaltlich verändern müssen, damit auch künftig möglichst viele Menschen erreicht werden.





Foto: picture alliance

J. GIENOW-HECHT/J. KRUG

## Marke Evangelisch

Diakonie und verfasste Kirche sollten eine eigene Marke schaffen – so würde eine historische Chance genutzt.

Seite 24

JOHANNES WISCHMEYER

## Finanzen in Wallung

Die fetten Jahre sind vorbei – es wird langsam ernst in Sachen Finanzen der Kirche. Handeln ist gefragt.

Seite 27

EMILIA HANDKE

## Kasualien 2.0

Die sogenannten Amtshandlungen der evangelischen Kirche wandeln sich zusehends, und das ist gut so.

Seite 30

STEPHAN KOSCH

## Drop-in

Das Beispiel Hanau zeigt, wie Taufen ohne Voranmeldung und Formalien stattfinden können.

Seite 33

INTERVIEW

## „Alles kommt schneller“

Der Spezialist für Kirchenreform, Steffen Bauer, ist überzeugt: Der Wandel kommt viel schneller als gedacht.

Seite 36

# Marke Evangelisch?

Warum Kirche und Diakonie ein eigenes Label entwickeln sollten

JESSICA GIENOW-HECHT/JOHANNES KRUG

**Kirche, Diakonie und andere evangelische Einrichtungen sollten die Bildung einer Marke „Evangelisch“ gemeinsam und im wechselseitigen strategischen Interesse angehen. Damit könnten sie eine historische Chance nutzen, meinen die Berliner Historikerin Jessica Gienow-Hecht und Johannes Krug, Superintendent des Kirchenkreises Teltow-Zehlendorf.**

Was haben IKEA und der schwedische Staat gemeinsam? Organisatorisch nichts: Das Unternehmen möchte etwas verkaufen, dazu braucht es kein politisches Mandat. Die vom Volk gewählte Regierung dagegen steuert das Land und vertritt es nach außen, ohne dafür einen materiellen Gewinn erzielen zu müssen.

Auf den zweiten Blick haben beide viel gemeinsam: Beide haben „das Schwedische“, sein Image als gemeinsame Schnittmenge. Der schwedische Staat musste zum Beispiel bei seinen aktuellen Debatten über einen möglichen NATO-Beitritt berücksichtigen, dass die seit 200 Jahren dauernde Neutralität für viele zum schwedischen Nationalgefühl gehört. Ebenso berücksichtigt das Geschäftsmodell von IKEA den guten Ruf des zeitlos-schlichten skandinavischen Designs und darüber hinaus die Vision Schwedens als „ein ‚gutes‘ Land“.

Längst haben Staat und Unternehmen ihre Schicksalsgemeinschaft erkannt: Eine besonnen-friedlich-freundliche Politiktradition lässt sich als „gutes Gefühl“ in den blaugelben Filialen mitverkaufen. Ebenso lässt sich eine weltweit beliebte Produktpalette außenpolitisch in Handlungsspielraum und Imagewährung

*Würde IKEA in einen Skandal verwickelt, beträfe das auch den Ruf des schwedischen Staates.*

ummünzen. Das gilt selbstverständlich auch umgekehrt: Würde IKEA in einen Skandal, zum Beispiel durch Kinderarbeit, verwickelt, beträfe das auch den guten Ruf des schwedischen Staates. Wäre der Staat ein Bündnispartner eines illiberalen Regimes, so hätten es auch die besten IKEA-Produkte schwer (kein Zufall, dass IKEA seine Filialen in Russland bereits Anfang März geschlossen hat). So sehr sich IKEA und der schwedische Staat hinsichtlich ihres Aufbaus, ihrer Organisation und Ziele unterscheiden, so sehr treffen sie sich doch in ihrem gemeinsamen Interesse. Ihre Schnittmenge ist die „Marke Schweden“ – zeitlos, friedlich, funktional, sozial integrativ. Dabei ist es bemerkenswert, dass es keine langjährige formelle Zusammenarbeit zwischen Staat und Hersteller gibt; IKEA selbst hat dies in

*„Otto baut hier eine Synagoge“ steht auf einem Plakat am Bauzaun der Baustelle der Synagoge Magdeburg, September 2022.*

der Vergangenheit abgelehnt. Die evangelische Landschaft in Deutschland ist heute von großer Heterogenität geprägt, die sich im Laufe von Jahrhunderten zur evangelischen DNA entwickelt hat: Zwanzig Landeskirchen der EKD, in ihnen eine Fülle von Kirchenkreisen und Gemeinden mit eigener Geschichte, eigenem Profil, eigenen Räumlichkeiten; viele diakonische Träger; evangelische Schulen und Hochschulen, Kitaverbände, Tagungshäuser, Wohnungsunternehmen, Stiftungen, Fördervereine, GmbHs et cetera und natürlich: der evangelische Religionsunterricht.

Bis heute gibt es keine evangelische Landkarte, auf der das evangelische Angebot in Deutschland übersichtlich verzeichnet wäre. Wie viele Menschen gehen im undurchdringlichen Website-Dschungel verloren, wenn sie Kinder in einer evangelischen Kita anmelden möchten, einen Pflegeplatz für die demenzerkrankte Großmutter oder Ehe- und Familienberatung suchen? Selbst die evangelischen Profis brauchen viel Zeit, bis sie die weiteren evangelischen Partner vor Ort kennen. Es bleibt ein zusammengesuchtes Expertenwissen, das wenigen Ortskundigen



vorbehalten ist. Die Folge: Der Blick bleibt zu oft auf die eigene Institution fokussiert, sei es die Gemeinde, den Kirchenkreis, den eigenen diakonischen Träger, die eigene Schule. Natürlich haben viele evangelische „Familienangehörige“ längst erkannt, dass das verbreitete Nebeneinanderher ein Problem ist. Die üblichen Lösungsreflexe indes bleiben meist wirkungslos: Der Kampf um die besten Plätze auf dem Friedhof der Flyer. Oder der heroische Besuchsmarathon in die Gremien der anderen Einrichtungen, um das eigene Angebot besser bekannt zu machen. Grußworte wie „Kirche und Diakonie – ein starkes Team“ haben trotz aller Bemühungen eher normativen als deskriptiven Klang.

## Stabilität auf neuen Wegen

Das sollte sich ändern, denn dieser Status quo ist nicht mehr auf der Höhe der Zeit, und dies aus drei Gründen: erstens die Zeit, in der wir leben. In der VUCA-Welt (englisch für Volatilität, Unsicherheit, Komplexität und Mehrdeutigkeit) suchen alle Organisationen ihre Stabilität auf neuen Wegen. Während früher der pyramidale Aufbau und dichtes Regelwerk stabilisierend wirkten, herrscht heute die Notwendigkeit, „agil“ reagieren zu können auf eine schnelllebige Zeit. Stabilität in instabilen Zeiten suchen kleine wie große Einrichtungen heute in unterschiedlich dicht geknüpften Netzwerken.

Ein zweiter Grund: Aktuell ist die Nachricht, dass in Deutschland Christen evangelischer und katholischer Tradition erstmals

weniger als die Hälfte der Gesamtbevölkerung ausmachen. Das ist eine historische Zäsur: Es gilt, sich auf die ungewohnte Rolle einer Minderheit einzustellen und an die Erfahrungen früherer Generationen zu erinnern: Damals waren Missionsstationen dann erfolgreich, wenn sie auf drei Säulen gebaut waren: Gottesdienst – Diakonie (zum Beispiel eine Krankenstation) – Bildung (zum Beispiel eine Schule).

Drittens: Der Vertrauensverlust, den die verfasste Kirche erfährt, kann auch die anderen evangelischen Einrichtungen nicht unberührt lassen. Auch sie leben vom Grundvertrauen in das Evangelische, das in Gottesdiensten, Seelsorge oder Jugendarbeit gewonnen oder verspielt wird. Da die verschiedenen Rechtsträger in den Augen ihrer Zielgruppen als Teil der evangelischen Familie wahrgenommen werden, profitieren sie von dem Erfolg und Bedeutungsverlust ihrer Geschwister. Sie bilden, wie IKEA und der schwedische Staat, eine Schicksalsgemeinschaft. Das Paulus-Bild aus 1 Korinther 12 gilt auch für den evangelischen Familienverbund: ein Leib, viele Glieder ...

Es ist im Interesse aller evangelischen Akteure, zusammen an der Marke „Evangelisch“ zu arbeiten. Vorweggesagt: Es gibt sie

*„Evangelisch“ kann für Gottesdienste, Asylverfahrensberatung, gute Bildung und vieles andere mehr stehen.*

ja längst, die Marke „Evangelisch“. Sie hat bereits alles, was eine Marke mit sich bringt: eine Botschaft, ein Image, einen Ruf und eine Zielgruppe. Nur sind diese weder deutlich sichtbar, noch werden sie gut und gemeinsam vermittelt. Marken rufen eine emotionale Reaktion gegenüber einem Inhalt (Produkt), einer Dienstleistung oder einer Organisation hervor. Marken sprechen an, bringen Inhalte auf den Punkt. Sie sind einfach, einprägsam und im besten Falle: ehrlich und authentisch. Marken binden Angebote zusammen, sind hoch integrativ – und Marken binden Menschen ein: Wie Schweden der gemeinsame Nenner von Billy, Astrid Lindgren und politischem Vertrauenskapital ist, kann „Evangelisch“ für Gottesdienste, Asylverfahrensberatung, gute Bildung und vieles andere mehr stehen.

## Dezentrales Zusammenspiel

Das Ziel von Gruppen-, Institutionen- oder auch „Nation Branding“ ist es, die Glaubwürdigkeit, die Sichtbarkeit, den Einfluss und auch die Attraktivität von Staaten und Organisationen zu erhöhen, aber auch, Talente und Persönlichkeiten zu gewinnen sowie negative Perzeptionen, Isolation und Missmut abzubauen. Der Prozess muss nicht zentral gelenkt sein; denkbar ist ein dezentrales Zusammenspiel verschiedener gesellschaftlicher Akteure. Beim „Nation Branding“ sind dies in der Regel Mitglieder aus den Bereichen Politik, Wirtschaft, Kultur, Bildung, Tourismus und Gastronomie. Wichtig ist, dass allen Beteiligten bewusst ist, dass sie Teil einer Marke sind: Dann gelingt Markenbildung am besten. Branding folgt gewöhnlich einem dreiteiligen Prozess: Selektion, Projektion und Rezeption. Selektion versucht, interne und externe positive Charakteristika zu identifizieren, die das Land, das Produkt oder die Organisation definieren. Projektion entwickelt mögliche Mechanismen der Einführung und -veränderung, vor allem von Inhalten zur Überbrückung von Eigen- und Fremdperzeption. Rezeption stellt die Wertschätzung des



Foto: dpa

Produktes in der Zielgruppe sicher. Das System funktioniert nur dann, wenn das Versprechen der Marke mit der Authentizität des Produktes übereinstimmt. Sonst bleibt es wirkungslos. Ein Beispiel: Gleich nach seinem Beitritt zur EU versuchte Rumänien, mit Hilfe von Werbekampagnen Investoren für das Land zu gewinnen. Poster und Filme porträtierten die Literatur des Landes, die Gastfreundlichkeit der Menschen, die Schönheit der Bukowina. Nichts davon konnte die Sorge vor der Korruption des Landes entkräften. So blieb die Kampagne zwar teuer, aber auch wirkungslos. Hieraus folgt, dass erstens zur Entwicklung der Marke „Evangelisch“ eine Bestandsaufnahme im Sinne einer „Selektion“ notwendig ist. Was ist allen evangelischen Einrich-

*Wir brauchen Strategien und Instrumente, die die Lücke in der Fremd- und Eigenwahrnehmung schließen.*

tungen gemeinsam, was funktioniert besonders gut (und was nicht), was hebt sie ab von anderen Glaubensgemeinschaften? Der wache Blick für die Schwachen? Vertrauenswürdigkeit? Gute Bildung? Das freie Gewissen?

Zweitens müssen Strategien und Instrumente entwickelt werden, die die vorhersehbare Lücke in der Fremd- und Eigenwahrnehmung von „Evangelisch“ schließen. Hier wäre es ratsam, die Hilfe von Werbestrateginnen und Kommunikationsexperten heranzuziehen. Folgende Möglichkeiten bieten sich an: Zum einen audiovisuelle Attribute wie Logos, Farben,

Bilder, Typografie, gegebenenfalls spielen hier auch Töne eine übergeordnete Rolle. Sie werden immer wieder verwandt und schaffen einen Wiedererkennungswert, der Zielgruppen hilft, „Evangelisch“ zu unterfüttern und zu unterscheiden von anderen Denominationen. Zum anderen aber können auch verbale und nichtverbale Schlüsselaussagen wie ein Bild, eine Vision, Slogans, humorvolle Kernaussagen Emotionen wecken, die Zielgruppe ansprechen und mit ihr verbinden, analog zu „Weil es Dein Zuhause ist“ von IKEA.

Drittens muss die Zielgruppe bestimmt werden. Theologisch ist das nicht schwer: Das Evangelium ist für die Welt da, die Botschaft gilt allen. Das schließt nicht aus, dass einzelne Einrichtungen spezialisiert sind, evangelische Hochschulen beispielsweise auf Studierende. Dennoch bleiben alle evangelischen Angebote grundsätzlich öffentlich: Sie sind offen für alle Menschen, unabhängig von konfessioneller Prägung, Herkunft oder Gesundheit. Die Langlebigkeit von Produkt und Marke sollte mit Blick auf die Zielgruppe nicht aus dem Auge verloren, aber auch nicht überstrapaziert werden. „Evangelisch“ steht für Tradition, weit mehr noch, als die „Berliner Philharmoniker“ oder „Nivea“ für eine lange Geschichte stehen. Traditionsmarken brauchen eine sensible Entwicklung und Pflege, um alte „Fans“ nicht zu verlieren und neue zu gewinnen. Die Traditionsmarke Lufthansa beispielsweise wurde mit Beschwerden überhäuft, als sie ihr Logo verändern wollte.

**Möglicherweise letzte Chance**

Der Zeitpunkt ist günstig für die Marke „Evangelisch“. Warum? Für die meisten diakonischen Träger ist die verfasste Kirche (noch) ein relevanter Partner. Dass dies so bleibt, ist keine Selbstverständlichkeit. In der verfassten Kirche reift zudem die Einsicht, dass sie ausstrahlungsstarke Partner benötigt, wenn sie eine relevante Größe im Sozialraum bleiben möchte. Strategische Personalgewinnung und -entwicklung lassen sich zudem gemeinsam erfolgreicher organisieren, als wenn jede Einrichtung für sich im überfischten Gewässer angelt. Dazu sind zahlreiche evangelische Einrichtungen auf bezahlbare Flächen angewiesen und damit der natürliche Partner für Gemeinden, die langfristig auf Partner angewiesen sind, um ihre Flächen wirtschaftlich betreiben und, viel wichtiger noch, ausstrahlungsstark entwickeln zu können. Die gemeinsame Arbeit an der Marke „Evangelisch“ bedeutet Konzentration auf die Schnittmenge unterschiedlicher evangelischer Träger. Das Bewusstsein dafür und die Arbeit daran bieten den Raum, gemeinsame Interessen zu benennen und voranzutreiben. Evangelisches Markenbewusstsein ist zugleich der Einstieg in ein Netzwerkdenken, dem heute am ehesten zuzutrauen ist, in Zeiten des World Wide Web bestehen zu können. Damit bietet die gemeinsame Arbeit daran ebenso grundsätzliche wie auch im Bereich Personal- und Immobilienentwicklung praktische Vorteile für alle Beteiligten. Insofern ist eine integrative Marke „Evangelisch“ für alle evangelischen Einrichtungen eine große und für die verfasste Kirche möglicherweise erst einmal letzte strategische Chance. ◀

## Ihr Partner für Kirchliches und Kulturelles Reisen



5-JAHRESKATALOG  
**EUROPA  
MITTELMEER  
KAUKASUS**

5-JAHRESKATALOG  
**FERN  
REISEN**

2-JAHRESKATALOG  
**DEUTSCH  
LAND**

2-JAHRESKATALOG  
**KOMPAKT+  
PREISWERT**

**Bestellen Sie für Ihre Gemeindereise jetzt unsere Kataloge EUROPA, FERNREISEN, DEUTSCHLAND und KOMPAKT+PREISWERT mit 300 Reiseideen in 95 Länder.**

Fragen Sie auch nach unseren Informationsreisen für Gruppenverantwortliche.

Telefon 0 69 - 92 18 790  
www.ecc-studienreisen.de



ECC-Studienreisen

Kirchliches und Kulturelles Reisen

Eine ausführlichere Fassung des Beitrags finden Sie unter [www.zeitzeichen.net/node/10042](http://www.zeitzeichen.net/node/10042).

# Wir müssen dringend handeln

Warum die evangelische Kirche in Sachen  
Finanzen nicht untätig bleiben sollte

JOHANNES WISCHMEYER

Seit Jahrzehnten klagt die evangelische Kirche über Geldmangel und Spardruck. Jetzt wird es aber langsam wirklich ernst, auf jeden Fall wird die Kirche zukünftig sehr viel weniger Geld haben, meint der Theologe Johannes Wischmeyer, Leiter der Hauptabteilung Kirchliche Handlungsfelder im EKD-Kirchenamt in Hannover, der zugleich die Kirchensteuer lobt.

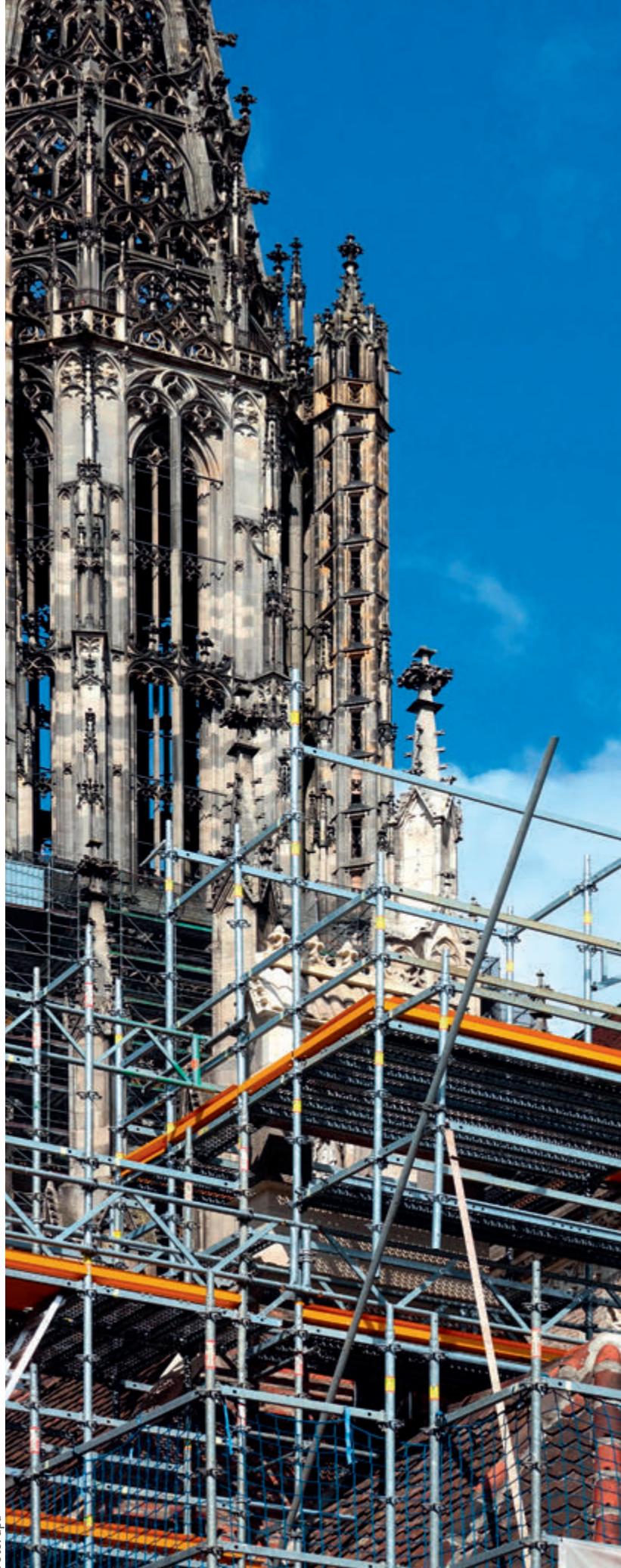
Im Gemeindepfarramt hatte ich einen bemerkenswerten Kollegen: Er war über zwanzig Jahre bei der lutherischen Kirche in den USA tätig gewesen. In der Nachbargemeinde sorgte er für viel frischen Wind. Einiges passte ihm aber auch nicht hier in Deutschland, und nach relativ kurzer Zeit wechselte er zurück. Sein Abschiedskommentar ließ manche Kollegen verblüfft zurück: Er freue sich, jetzt endlich wieder bei den Hausbesuchen über Geld reden zu können.

Reden über Geld – das passiert in der evangelischen Kirche leider noch immer zu selten, und wenn, dann häufig in einer wenig zielführenden Weise. Es ist wichtig, das zu ändern. Denn wir gehen finanziell schwierigen Zeiten entgegen. Die bisherigen Mittel, mit denen die Kirche ihre Einkünfte erzielt, werden über kurz oder lang ihre Ertragskraft verlieren. Die Vorgespräche zur Ablösung der Staatsleistungen haben begonnen. Für manche Landeskirchen stellen diese eine zentrale Einnahmequelle dar, und es ist klar: Auch im günstigsten, kaum erwartbaren Szenario wird am Ende keinesfalls mehr Geld auf der kirchlichen Seite übrigbleiben. Die Freiburger Studie zu Kirchenmitgliedschaft und Kirchensteuer prognostiziert zudem bis 2060, auf die Kaufkraft bezogen, eine Halbierung des Kirchensteuerertrags. Dass bis dahin voraussichtlich auch nur noch die Hälfte der Mitgliederanzahl bestehen wird, können nur Zyniker als eine „Erlösung für die Kirche“ bezeichnen.

Wer sich so äußert, gibt nicht nur seine Verachtung für die breite Basis der Kirchenmitglieder zu erkennen, deren Teilhabe – und sei sie noch so konventionell und distanziert – schon längst auf einer freien Entscheidung beruht. Er oder sie verkennt auch, dass mit halbierten Mitteln auf keinen Fall die pastoralen Strukturen in der Fläche aufrechterhalten werden können, die auch bei viel weniger kirchlich verbundenen Menschen wünschenswert bleiben.

Sanierungsarbeiten am Ulmer Münster,  
Oktober 2021.

Foto: dpa



Dass für die Kirchensteuer kein positives Narrativ existiert, ist beinahe tragisch zu nennen. Sie hätte es verdient: Die Kirchensteuer ist gerecht und solidarisch, denn hier tragen „starke Schultern“ eindeutig die Hauptlast für die Gemeinschaft – knapp 15 Prozent der Kirchenmitglieder erbringen 75 Prozent des gesamten Kirchensteueraufkommens, allein die 0,15 Prozent Spitzensteuerzahler tragen 12,5 Prozent davon.

Gleichzeitig sorgt das deutsche Kirchensteuermodell für ein Finanzierungsniveau der Kirchen, das in der Welt beinahe einzigartig dasteht. Es sichert Strukturen nicht nur für die religiöse Grundversorgung der Bevölkerung, sondern auch für den dauerhaften kirchlichen Einsatz im sozialen, pädagogischen und kulturellen Bereich. Damit entfaltet die Kirchensteuer eine Hebelwirkung, die der Gesellschaft insgesamt zugutekommt.

In Deutschland kann eine Kirchenmitgliedschaft eben auch für Menschen wie Außenministerin Annalena Baerbock attraktiv sein: Sie bezeichnet sich als nicht religiös, ist aber mit Recht davon überzeugt, dass die Gesellschaft ohne die sozialen Leistungen der Kirchen „aufgeschmissen“ wäre. Mechanismen des finanziellen Lastenausgleichs lassen überdies finanzschwächere Landeskirchen an den Steuererträgen aus den wirtschaftlich starken Regionen teilhaben. Und nicht zuletzt ist die Form des staatlichen Beitragseinzugs sehr ökonomisch. Das zeigt etwa der Vergleich mit dem privatrechtlichen Einzug des Kirchenbeitrags in Österreich, der die Kirchen ein Mehrfaches kostet und immer wieder für Ärger sorgt.

Es scheint, als müsse die Kirchensteuer bei halbwegs rationaler Betrachtung ein argumentativer Selbstläufer sein. Doch wo finden sich Kirchenvertreterinnen und -vertreter, die bestärkende und motivierende Geschichten für die Kirchensteuerzahlergemeinschaft erzählen? Das ist vor allem im Hinblick auf Menschen wichtig, die der Kirche nur distanziert verbunden sind. Die aktuellen Austrittsstudien zeigen deutlich: Wer dabei ist, die kirchlich-religiöse Bindung zu verlieren, beginnt Kosten-Nutzen-Erwägungen anzustellen. Dann ist die Kirchensteuerpflicht schnell als wichtigster Störungsgrund erkannt. Es braucht nur noch einen Anlass, um den entscheidenden Schnitt zu machen.

Unwahrscheinlich erscheint hingegen, dass technische Modifikationen die Kirchensteuer attraktiver machen können. Immer wieder wurde beispielsweise dafür plädiert, Menschen in der Phase des Berufseinstiegs von der Kirchensteuerpflicht zu befreien, ein Aussetzen der Steuerleistung irgendwann in der Berufsbiografie zu ermöglichen oder eine Widmung der

*Eine „Kultursteuer“ nach dem italienischen Vorbild des „otto per mille“ würde bei uns am Grundgesetz scheitern.*

Kirchensteuer für inhaltlich genau bestimmte Zwecke zuzulassen. In ihrer Göttinger Dissertation hat die Rechtswissenschaftlerin Sophie Thieme jetzt aus dem prominentesten dieser Reformvorschläge, salopp gesagt, die Luft herausgelassen: Eine „Kultursteuer“ nach dem italienischen Vorbild des „otto per mille“, bei der alle Steuerpflichtigen einen Teil der Lohn- oder Einkommenssteuer einer religiösen Institution nach Wahl widmen können, würde schon an der grundgesetzlich verbrieften Trennung von Staat und Kirche scheitern. Hinzu

kommt, dass der in Italien hierfür vorgesehene Steueranteil im Vergleich zum deutschen Kirchensteueraufkommen gerade einmal ein Elftel erbringt. Nur komplizierte Regelungen – etwa eine anrechnungsfähige Spende – würden es wohl verfassungskonform ermöglichen, dass meine persönliche Kirchensteuer für Zwecke eingesetzt wird, die ich selbst auswählen kann. Es geht sicher einfacher. Mehr Mitbestimmung ist auch innerhalb der etablierten Strukturen möglich und kann das Mandat von Gremien stärken: Warum nicht, analog zu manchen Kommunen, öffentlich und online über kirchliche Investitionen in Form eines Bürgerhaushalts abstimmen lassen?

Grundsätzlich, so Thieme, ist die Erweiterung der Kirchensteuerpflicht um sogenannte Lenkungsnormen wie eine Ausnahmeregelung für Berufseinsteiger oder die spätere Aussetzung möglich. Doch was soll die aufwendige Umsetzung bringen? Werden nicht Menschen erst recht austreten, wenn sie fünf Jahre später als sonst mit dem ersten Beitragsabzug konfrontiert sind, bei steigendem Einkommen und höheren finanziellen Verpflichtungen? Und: Ausgetretene haben bei ihrer Befragung unter anderem deutlich zu verstehen gegeben, dass Black-Friday-Angebote der Kirche ihre Entscheidung nicht mehr hätten beeinflussen können. Kirchenmitgliedschaft ist Beziehungssache. Manchen Landeskirchen liegt die regelmäßige persönliche Kommunikation mit ihren Spitzensteuerzahlerinnen und -zahlern am Herzen, dies führt zu messbaren Bindungserfolgen.

## Manches im Argen

Ohnehin gilt: Kommunikation ist alles. Kirchengemeinden und Regionen müssen mit Zahlen, Daten, Fakten und professionellen Marketingwerkzeugen befähigt werden, ihre Leistungen vor Ort zu dokumentieren. Dazu bedarf es der Stärkung einer strategischen Mitgliederkommunikation in enger Abstimmung von Landeskirche und EKD, samt höherer Investitionen in Statistik und Meldewesen. Hier liegt noch manches im Argen: Vor kurzem gingen zwei Kirchenkreise im Rheinland mit einer aufwendig gestalteten Themenseite zum Kirchenaustritt online – inklusive Erklärvideos, auch zur Kirchensteuer (#evangelischfuerdich). Das ist gut gemeint und einladend gestaltet. Die gegenwärtigen Initiativen verraten aber einen bestürzenden Mangel an Abstimmung: Anderswo reagieren einzelne Landeskirchen damit, Informationen im Netz bereitzustellen. Wer den Namen der Landeskirche und „Kirchenaustritt“ googelt, landet trotzdem immer noch zuerst auf einer von Christentumsgegnern eingerichteten Website, die dabei hilft, den Austrittswunsch in die Tat umzusetzen.

Noch fließt das Geld allerdings. In den Haushalten der letzten beiden Generationen wurde der stetige Aufwärtstrend der Einnahmen allenfalls durch Konjunkturdellen gebremst. Diese langwährende weitgehende Abkopplung des Kirchensteuerertrags von der Mitgliederentwicklung wirkt jetzt auf verhängnisvolle Weise retardierend. Es wird nicht so weitergehen, das zeigt die Freiburger Studie mit schmerzhafter Deutlichkeit. Doch in der Grundhaltung vieler Verantwortlicher ist die finanzielle Krisenlage, auf die die Kirche zusteuert, noch immer nicht wirklich angekommen. Die Grundannahmen der Freiburger Studie könnten bereits negativ überholt sein.

Auch solche Szenarien hält die Studie bei genauem Nachlesen bereit: Verdoppelt sich die Austrittsquote von 2017, so wird die Kirchensteuer 2060 nur noch magere 39 Prozent des heutigen Ertrages erbringen.

Vor diesem Hintergrund ist die Kunst der kirchlichen Finanzverantwortlichen zu würdigen, die immer neu das „grundsätzliche Dilemma“ meistern, das Martin Kastrup, Finanzdezernent der württembergischen Landeskirche, so skizziert: die „Aufteilung der eingehenden Mittel zwischen Gegenwart und Zukunft, also zwischen der unmittelbaren Gestaltung kirchlicher Arbeit und der Sicherung kirchlicher Handlungsspielräume für zukünftige Generationen“. Kirchen teilen dieses Strukturproblem aller Großorganisationen. Es wird verschärft durch die kirchliche Repräsentativverfassung – welcher Ehrenamtlichen könnte man die Mitarbeit in einer Synode mit dem Hinweis schmackhaft machen, dass dort alljährlich über Pensionsrückstellungen für die Pfarrerschaft in Millionenhöhe entschieden wird?

Kirchliche Haushaltspolitik, so Kastrup, sollte die Grundintention verfolgen, „Aktivitäten zu unterstützen, die einen (messbar) positiven Einfluss auf die Mitgliederentwicklung haben“. Eine Haushaltsplanung sollte dementsprechend stets die Abrufbarkeit von strategischen Investitionsmitteln zulassen. Der Einsatz eines Investitionsbudgets muss freilich professionell geplant sein: Neulich erzählte mir ein Superintendent stolz, dass seinen Kirchengemeinden neuerdings ein solches Budget zur Verfügung stehe. Auf meine Nachfrage, wofür die frei verfügbaren Mittel denn genutzt würden, kam die Ernüchterung. Bedauerlicherweise, so der Superintendent, würden beinahe alle Gemeinden damit ihre Sekretariatskraft finanzieren, das sei anderweitig kaum möglich. Selbstverständlich muss eine Landeskirche vorweg klären, was Standards und was vor Ort verantwortete Innovationen sind.

## Verlässliche Unterstützung durch Struktur

Auch die inzwischen gut dokumentierte und allerorten wahrnehmbare Differenzierung zwischen starken, überdurchschnittlich aktiven und meist auch finanzkräftigen Kirchengemeinden und dem Rest muss bedacht werden: Diejenigen, die kirchliche Grundfunktionen nicht mehr allein stemmen können, brauchen eine verlässliche Unterstützung durch die Struktur. Nur die Landeskirchenebene kann die dicken Bretter bohren und die derzeit in den Haushalten übermächtigen starren Plankosten für Personal und Immobilien flexibilisieren. Einer Kirchengemeinde, die von allein fliegt, sollten die übergeordneten Ebenen aber möglichst wenig Steine in den Weg legen, auch und gerade bei Entscheidungen über finanzielle Investitionen. Meine persönliche Erfahrung mit einem Kirchengemeinderat, in dem Handwerker, Ingenieure und Steuerberaterinnen gut vertreten waren, besagt: Controlling und strategisches Planen sind auch auf Gemeindeebene möglich, und sie funktionieren manchmal besser als weiter oben.

Bei der Frage, wie Kirchengemeinden besser zur wirtschaftlichen Eigenverantwortung bestärkt werden, ist die Mitgliederzahl ein nachrangiger Faktor. Längst sammeln Kirchengemeinden Menschen um sich, die aus vielfältigen Motiven der Kirche zugehörig sein möchten, ohne formal Mitglied zu

werden. Die Ratsvorsitzende der EKD, Präses Annette Kuruschus, hat es neulich so formuliert: „Gibt es noch etwas jenseits der binären Unterscheidung von Mitgliedern (von denen der geringere Anteil Kirchensteuern zahlt) und Nichtmitgliedern? Das ist die eigentliche, die wirklich wichtige Frage.“ Selbstverständlich wird dieser Frage innerhalb vieler kirchlicher Foren nachgegangen. Jenseits der verfassten Mitgliedschaft bestehen durchaus offizielle Mitwirkungsmöglichkeiten – nicht nur in Förder- und Kirchbauvereinen, sondern zunehmend auch auf Gemeindeebene, etwa in Gemeindeausschüssen oder im Rahmen neuer Gemeindeformen. In unserem Zusammenhang ist

*Auch Zugehörigkeitsformen jenseits der formalen Mitgliedschaft sollten monetarisierbar sein.*

die schlichte Folgerung wichtig: Auch Zugehörigkeitsformen jenseits der formalen Mitgliedschaft sollten in angemessenem Umfang monetarisierbar sein. Die Herausforderung für die kirchliche Kommunikation besteht darin, dass sich in Zukunft Steuer- und Spendenlogik immer mehr überkreuzen werden. In Frankreich (jenseits des historischen Elsass-Lothringen) beziehen die Kirchen 75 Prozent ihrer Finanzerträge aus Spenden, 25 Prozent aus freiwilligen Beiträgen. In Deutschland, wo Kirchensteuerzahler bis auf weiteres das Gros der Hochverbundenen stellen werden, wird es viel schwieriger zu vermitteln sein, dass die Kirche stets zusätzlich auf großzügige Spenden angewiesen ist. Zumal eine arme Kirche wirklich anders aussieht als unsere.

## Werben für Projekte vor Ort

Reden über Geld – beim Hausbesuch und anderswo – wird auch in unserer Kirche über kurz oder lang selbstverständlich werden. Weiterzuerzählen, welche guten Dinge ein Beitrag für die Kirche bewirkt – das sollte sogar ein Herzensanliegen sein, vor allem für diejenigen, die gut und gerne beruflich von den kirchlichen Finanzerträgen leben. Dazu zählt, Mitgliedern wie Nichtmitgliedern immer wieder den Wert der Kirchensteuer plausibel zu machen. Dazu zählt ebenso das Werben für die Projekte vor Ort, die für Menschen direkt fassbar sind.

Wir alle kennen die Erfolgsthemen, für die Menschen willig und überzeugt spenden: Kirchenmusik; alles, was Kindern und Familien zu Gute kommt; Sozialdiakonie. Nicht nur Kirchengemeinden, auch die kirchliche Öffentlichkeitsarbeit tut gut daran, diese Themen konsequenter in den Mittelpunkt zu rücken. Der entscheidende Punkt: Als spezifische Leistung der Kirche wird nur das erkannt, was um des Glaubens willen geschieht.

Wie lässt sich das kirchliche Reden über Geld überzeugend mit der – unaufdringlichen, aber klaren – Kommunikation des Evangeliums verbinden? Das Gespräch ist neu eröffnet, in dem Landeskirchen und EKD gemeinsam auf diese Frage plausibel und auch unkonventionelle Antworten finden. ◀

*Eine ausführlichere Fassung des Beitrags finden Sie unter [www.zeitzeichen.net/node/10043](http://www.zeitzeichen.net/node/10043).*

# Kasualien 2.0

Plädoyer für eine „kasualpraktische Pünktlichkeit“

EMILIA HANDKE

Die kirchlichen Segenshandlungen, in besonderer Weise Taufe und Trauung, sind im Wandel begriffen. Die Theologin Emilia Handke leitet als Pastorin das Werk „Kirche im Dialog“ der Nordkirche und hat unter anderem die Gründung der Hamburger Ritualagentur *st. moment* mitverantwortet. Sie schildert die neuen Parameter für Amtshandlungen und erzählt aus der Praxis.

Als ich 2012 meinen Studienabschluss gemacht hatte, gab es noch keine Kasualagenturen. Überhaupt schien bei den Kirchenmitgliedern vieles seinen gewohnten Gang zu gehen: Auf Kindertaufe schienen in aller Regel Konfirmation oder Firmung zu folgen; bei Heirat war die kirchliche Hochzeit zumindest noch eine Option, die man sich vielleicht für später aufsparte; sicher aber schien vielerorts das letzte Geleit durch Geistliche. Auch im Osten – nur war da der Pool der religiös Sozialisierten eben viel kleiner. Wenn ich auf diese vergangenen zehn Jahre zurückblicke, dann hat sich vieles verändert – vieles ist sichtbar geworden, was wir vorher vielleicht gerne übersehen haben.

Dazu gehört erstens, dass alle Kasualien für Kirchenmitglieder von einer Selbstverständlichkeit zur Option geworden sind. Bis zur Hälfte von ihnen nehmen Taufe oder kirchliche Bestattung – bei der Trauung sind es noch viel

*„Die Verbindlichkeit besteht heute vor allem sich selbst gegenüber.“*

weniger – gar nicht mehr in Anspruch, sondern gestalten die Anlässe privat oder tun sich auf dem freien Markt um. Das hat unterschiedliche Gründe, die sich jedoch auf eine knappe Formel bringen lassen: Je pluraler eine Gesellschaft wird, desto strittiger werden ihre religiösen Traditionen. Und je weniger „Konformitätsdruck“ (Michael Domsgen) im eigenen Kontext vorhanden ist beziehungsweise je mehr eine religiöse Lebensoption im Gegenzug sogar begründungsbedürftig erscheint, desto stärker müssen sich Taufe, Trauung und Bestattung auf dem Ritualmarkt behaupten. Wir sind als Kirche seit längerem auf dem Prüfstand – Eltern, Angehörige und Gäste überprüfen bei allen Kasualien, ob das, was dort gesagt und gefeiert wird, ausreichend mit ihrem eigenen Leben zu tun hat. Die Verbindlichkeit besteht heute nicht mehr „einer Gruppe oder Tradition, sondern [vor allem] sich selbst gegenüber“ (Dorothea Lüddeckens). Kirche auf dem Prüfstand – das ist anstrengend, aber auch verheißungsvoll: weil es darauf ankommt, was wir tun.

*Restaurierungsbaustelle in der Kirche St. Madeleine im 8. Bezirk in Paris, Mai 2021.*

Wer der Kirche gegenüber zögerlich geworden ist, der sucht und informiert sich heute im sicheren Abstand im digitalen Raum. Und da sind wir als Kirche im Blick auf Taufe, Trauung und Bestattung tendenziell eher wenig kreativ und vor allem wenig persönlich aufgestellt: „Für Anfragen wenden Sie sich bitte an das Kirchenbüro.“ Selbst die sogenannten Sinnfluencer:innen sind ja nur im Rahmen ihrer Gemeinden – sofern sie solchen zugeordnet sind – für Taufe, Trauung und Bestattung zuständig. Kasual-Content geschieht dort nach meiner Wahrnehmung auch eher am Rande. Wenn man der Gemeinde vor Ort aber nicht persönlich verbunden ist – und das ist ja nur ein winziger Prozentsatz unserer Kirchenmitglieder –, dann hat man in der Regel Hemmungen, dort nach einer Taufe oder anderem zu fragen. Je weniger Beziehungslinien in



die Kirchengemeinde verlaufen, desto unwahrscheinlicher wird die Kontaktaufnahme. Aber es ist diese eigenständige Kontaktaufnahme, auf welche die allermeisten Kirchengemeinden seit jeher warten.

Aus diesem Grund haben sich in den Jahren 2020 bis 2022 in Berlin, Hamburg, Lübeck-Lauenburg, München und Nürnberg sogenannte Kasualagenturen gegründet – und damit das parochiale Standbein der Kasualpraxis der Kirche um ein übergemeindliches Spielbein ergänzt. Während die bayrische Landeskirche ihre Agenturen in München und Nürnberg zunächst eher als „Servicestellen“ für die Vermittlung von Kasualanliegen in Gemeinden profilierte, wurde in Hamburg mit *st. moment* [sankt mo:mənt] von Anfang an der Schritt auf den freien Markt gewagt. Unser Ziel war es, eine Einrichtung zu gründen, die zum einen Kasualien in ihrer ganzen geistlichen Kreativität stärker sichtbar werden lassen sollte, es zum anderen mit der Konkurrenz auf dem freien Markt aufnehmen kann und es drittens Kirchenmitgliedern und anderen ermöglichen soll, mit Kirche unkompliziert in Kontakt zu treten. Dabei ging es nicht nur um eine reine Beratungsstelle, sondern von Anfang an um einen Hybrid aus Beratung, Durchführung und Vernetzung.

Von diesem Hamburger Konzept, das seit 2018 im Rahmen meiner Arbeit bei „Kirche im Dialog“ aufgestellt, vernetzt und kirchenpolitisch durchgesetzt wurde, ließen sich das *Segensbüro* in Berlin sowie die Einrichtung *segensreich* in Lübeck-Lauenburg zu eigenen Gründungen inspirieren. Heute versuchen alle fünf Initiativen und weitere wie *Leben.feiern.* in Hanau, mit speziellen Kasual-Paketen nicht gemeindlich orientierte Menschen auf die kirchliche Gestaltungsoption der besonderen Lebensmomente aufmerksam zu machen. Dies geschieht unter anderem durch sogenannte Drop-in-Taufen (siehe Seite 33), durch stadtweite Tauffeste, durch Pop-up-Traufestivals oder durch Spontantrauungen zu besonderen Daten wie dem 22.02.2022. Am Pop-up-Hochzeitsfestival des Berliner *Segensbüros* auf dem Herrfurthplatz in Neukölln nahmen am 21. Mai

### *Die Zivilehe verliert heute stark an Bedeutung und so auch die kirchliche Trauung.*

2022 insgesamt 72 Menschen aus allen Stadtbezirken Berlins und auch aus Brandenburg teil. Das mediale Echo war enorm. Ausgangspunkt war die eigentlich längst bekannte Tatsache, dass die Zivilehe bei jungen Erwachsenen stark an Bedeutung verliert und damit „der Großteil aller Menschen [...] an dem Kasualangebot Trauung der evangelischen Kirche vorbei[lebt]“ (Susann Kachel/Amelie Renz). Eigentlich wusste man das in der Kirche schon seit Jahren, aber wie überall und immer braucht es die ersten Mutigen, die der bloßen Kenntnisnahme dieses Wissens eine konkrete Idee entgegensetzen. Sie boten den Paaren ein „All-inclusive-Paket“ an, in dem vom Vorgespräch mit einer Pfarrperson, der Auswahl eines Songs, der Segnung über ein Hochzeitsband bis zum Hochzeitsfoto und einer Urkunde alles kostenlos enthalten war. Ein Unterschied zur kirchlichen Trauung wurde nicht gemacht, weil für sie „auch andere partnerschaftliche Lebensformen als die Ehe zum Ort christlich verstandener Gemeinschaft und eines in Liebe und Verantwortung gestalteten Lebens werden [können]“.

### Säkulare Kompatibilität gefordert

Diese einladende Kirche riskiert sich. In Berlin hat man alle Menschen eingeladen – ob sie Kirchenmitglieder und standesamtlich verheiratet waren oder nicht. Die sozialwissenschaftliche *mid*-Studie von Daniel Hörsch zeigt, dass sich tatsächlich viele Nichtkirchenmitglieder davon ansprechen ließen – den Rückmeldebögen zufolge war es fast die Hälfte aller Paare. Alle bekamen das Gleiche – wie bei dem Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg. Die Hamburger Ritualagentur *st. moment* hält das ähnlich, und so wird eine evangelische Hochzeit zwischen einer Katholikin und einem Muslimen möglich, die sich sonst unter keiner anderen Tradition rituell vereinigen könnten. Ohne interreligiöse und säkulare Kompatibilität geht Kommunikation des Evangeliums offensichtlich an vielen Orten heute nicht mehr.

Wir haben es also gegenwärtig mit einer Kasualpraxis zu tun, die sich immer mehr entgrenzt. Dazu gehört auch die Begleitung von Tiersegnungen oder polyamoren Beziehungsformen – und nicht zuletzt die Lindner-Lehfeldt-Trauung in Keitum auf Sylt im Sommer dieses Jahres. Das ist der eine Weg, den eine religiöse



Foto: picture alliance

Minderheit heute einschlagen kann: Was von dem Eigenen dem Leben dient, freizugeben für die säkulare Mehrheit. Von der katholischen Praxis in den ostdeutschen Bistümern ist hier eine Menge zu lernen. Der andere Weg ist der Weg der Begrenzung – und zwischen beiden tobt derzeit, wenig überraschend und eklesiologisch durchaus verständlich, ein Widerstreit.

An der Frage des Einbezugs von Nichtkirchenmitgliedern in die Kasualpraxis wird das grundsätzliche Dilemma der Kirche zwischen theologischen und organisationsbezogenen Erwägungen deutlich. Denn natürlich richtet sich die Kirche schon immer auch an Menschen, die nicht Mitglied der Kirche sind. In der Diakonie und Seelsorge ist das seit jeher unumstritten, und auch die Diskussion um die Kasualpraxis folgt bereits seit einigen Jahren der Position einer partiellen Öffnung auch für Nicht-Kirchenmitglieder. Was theologisch völlig richtig ist, führt die Kirche

### *Dass sich Kirchengemeinden Kasualien bezahlen lassen, gilt noch als Tabu.*

jedoch in ein organisatorisches Dilemma: Es wird immer weniger einsichtig, warum man Kirchenmitglied bleiben oder werden sollte, wenn man an allen Angeboten der Kirche faktisch auch ohne Kirchenmitgliedschaft teilnehmen kann. Der Mehrwert einer Kirchenmitgliedschaft muss sich natürlich auch im Blick auf die Nutzungsberechtigung der kirchlichen Angebote irgendwie abbilden – zumal die Kasualien nach wie vor einen wichtigen Grund für eine Kirchenmitgliedschaft darstellen. Zudem muss man sich als Kirche wohl eingestehen, dass die Ausnahmeregelungen bei Trauung und Bestattung in der Regel nicht zu einem Kircheneintritt der Betroffenen geführt haben dürften. Dass sich Kirchengemeinden Kasualien von Nicht-Kirchenmitgliedern als Dienstleistungen bezahlen lassen, gilt immer noch als Tabu, unter anderem weil die Kirchenmitgliedschaft dann in der Gefahr steht, zu einer Abwägungsfrage gegenüber einer überschaubaren einmaligen Gebühr zu werden.

Wie sollen die Kirchen mit diesem Dilemma umgehen? Zugespielt gesagt, konterkariert eine Öffnung der Kasualpraxis gerade das Mitgliedschaftssystem. Werden die Regeln jedoch wieder enger gezogen, wäre das bittere Ergebnis wohl, dass viele Ausgetretene entweder kurz vor Taufe, Trauung oder Bestattung wieder eintreten, um anschließend wieder auszutreten, oder die kirchlichen Angebote eben gar nicht mehr wahrnehmen, sondern sich auf dem freien Markt umtun. Zugleich sind die Lebenswege von Menschen oft wesentlich facettenreicher als unsere binäre Mitgliedschaftslogik.

### **Christliches Empowerment**

Über 15 Jahre nach dem EKD-Impulspapier „Kirche der Freiheit“ kommen die alten unterdrückten Fragen nach mehr Unternehmens- und Dienstleistungslogik in der Kirche wieder hoch. Und es sind – das ist das Wichtige dabei – keine rein ökonomischen Fragen, sondern auch eminent theologische: Wobei hilft die kirchliche Kasualie eigentlich, welchen Nutzen hat sie? Letztlich geht es aus meiner Sicht dabei um so etwas wie christliches Empowerment. Angesprochen ist damit der Kommunikationsmodus des Helfens zum Leben: Menschen suchen danach, berührt, wahrgenommen und gewürdigt zu werden,

Vergewisserung im Unsteten zu erlangen und Ankerpunkte für das eigene Vertrauen zu finden.

Das bedeutet aber auch, dass der unmittelbare Nutzen für viele Menschen erstmal gar nicht auf der Ebene einer Beheimatung in einer Gemeinde liegt. Es geht vielmehr um eine momenthafte Stärkung auf dem Lebensweg – der Liedtext des beliebten Hochzeitssongs von Andreas Bourani „Ein Hoch auf uns“ sagt das beispielhaft aus: „Ein Hoch auf uns/Auf dieses Leben/Auf den Moment/Der immer bleibt/Ein Hoch auf uns/Auf jetzt und ewig/Auf einen Tag Unendlichkeit.“

Was bedeutet das? Es bedeutet, dass wir uns als Kirche der Logik des Besonderen (Andreas Reckwitz) nicht entziehen können. Eine Institution, die Jahrhunderte lang das Allgemeine geprägt und repräsentiert sowie auf dieses Allgemeine hin ausgebildet hat – das Amt, die Agenda der Taufe – und das Besondere dagegen eher als „Event“ abgewertet und abgewehrt hat, ist hier zu einem grundlegenden Perspektiv- und Handlungswechsel herausgefordert. Das hat weitreichende Folgen für die sich immer stärker artikulierenden (Mit-)Gestaltungswünsche bei den Kasualien; die Zeitfenster, die auf Seiten der Pfarrpersonen damit einhergehen müssen; der selbstverständliche Stellenwert populärer Musik; die Erweiterung der Orte, an denen sie stattfinden; die Priorisierung der Kasualien innerhalb des pfarramtlichen Alltagsgeschäfts; die Anforderungen an eine Ausbildung; pröpstliches Leitungsverhalten im Blick auf Kasualkommunikation. Bei unserer Hamburger Ritualagentur *st. moment* machen gescheiterte Versuche der Kontaktaufnahme mit einer Gemeinde einen nicht unwesentlichen Teil der Anfragen aus: Es gibt offenbar ein gewisses Leck in der Verantwortungsübernahme für Kasualien – insbesondere dann, wenn Sonderwünsche bestehen oder die Zuordnung zu Terminen oder Parochie uneindeutig wird.

### **Neu über Mitgliedschaft nachdenken**

All das gehört zu dem, was ich in Anlehnung an den Religionspädagogen Rudolf Engler mit „kasualpraktischer Pünktlichkeit“ bezeichne. Wir dürfen den Entwicklungen nicht allzu häufig hinterherhinken und kommen mit unserer Parochiallogik und Komm-Struktur bei Kasualien immer häufiger an Grenzen. Mit den skizzierten Entwicklungen verbinden sich aber letztlich auch – das Beispiel der Lindner/Lehfeld-Trauung hat dies unübersehbar gezeigt – Fragen an ein künftiges Finanzierungskonzept: Auch wenn man an der Kirchensteuer aus guten Gründen festhalten will, weil sie die Funktionsfähigkeit der Kirche unter monetären Gesichtspunkten wesentlich erhöht, muss neu über die mit ihr verbundene Mitgliedschaftslogik nachgedacht werden.

Religiöse Auseinandersetzung ist nie statisch, sondern immer dynamisch. Die binäre Codierung von „drinnen“ oder „draußen“ wird dieser Dynamik nicht gerecht. Die Nutzung der Kasualien legt den Fokus auf eine ereignisbezogene Kirchenbindung, indem sich die Kirche vor allem in heiligen Momenten investiert. Warum sollte man dafür als Nichtkirchenmitglied nicht – ähnlich wie auf dem freien Markt oder bei Therapie oder Supervision – einen angemessenen Preis bezahlen? Das würde auch die Diskussion um die Prioritäten pfarramtlicher Aufgaben neu befruchten. ◀



„Ich mache das als Antwort auf das, was passiert ist.“ Petronella Helm bei ihrer Taufe in der Hanauer Neuen Johanneskirche, gleich mit zwei Geistlichen, Miriam Weiner und Horst Rühl.

## Schmeckt nach Zukunft

Die „Drop-in“-Taufe in Hanau berührt Menschen und sorgt für Diskussionen

STEPHAN KOSCH

Einfach vorbeikommen ohne Voranmeldung und sich taufen lassen – das war die Idee an einem Samstagnachmittag im Spätsommer in der Neuen Johanneskirche in Hanau. Eine Aktion nicht ohne Risiko, auch wegen heftiger Kritik vor der Veranstaltung. Würde überhaupt jemand kommen? *zeitzeichen*-Redakteur Stephan Kosch war dabei.

Hier droht geistliche Verflachung. „Ich unterstelle keinen bösen Willen, höchstens blankes Unwissen, erschreckende Naivität und theologische Abstinenz.“ „Eine Kirche, die die Sakramente nicht ernst nimmt, wird schlussendlich vergehen!“ Man sollte *Facebook*-Kommentare nicht zum Maß aller Dinge machen, selbst dann nicht, wenn sie auf der Timeline von *zeitzeichen* stehen. Aber was Katharina Scholl, Gemeindepfarrerin und promovierte Theologin, nach der Ankündigung eines „Drop-in“-Taufnachmittages auf [www.zeitzeichen.net](http://www.zeitzeichen.net) in Hanau so alles vorgeworfen wurde, zeigte, dass diese Aktion hohes Erregungspotenzial hatte. Sich taufen lassen können ohne lange Vorbereitung? Ohne ausführliches Taufgespräch? Ohne vorher festgelegten Termin? Ohne Sonntagsgottesdienst

und Gemeinde in der Kirchenbank? Verschleudert die evangelische Kirche hier nicht zu billig eines ihrer beiden Sakramente? Sollen hier neue Mitglieder geködert werden? „Wissen die Menschen überhaupt, dass sie nachher Kirchensteuern zahlen müssen?“, fragte tatsächlich einer.

Natürlich wussten sie es, es stand ja auch auf dem Zettel, den die Menschen unterschrieben, und zwar nicht nur im Kleingedruckten. Katharina Scholl und Margit Zahn, ebenfalls Pfarrerin und im Kirchenkreis im Projekt „Leben.feiern.“ für neue Formen von Kasualien zuständig, können einige Wochen später über diesen Vorwurf der „Drückermethoden“ entspannt lächeln. „Es ging nicht um Zahlen und Größe und Maximierung von Kirchensteuereinnahmen. Wenn man so denkt, kann man das nicht

*In der Kirche, im Turm oder im Grünen – die Täuflinge hatten die Wahl.*

machen“, sagt Katharina Scholl. Denn das, worum es an diesem Samstag in der Hanauer Neuen Johanneskirche ging (und immer wieder geht), habe in Einzelbegegnungen stattgefunden. In 13 Taufen und neun Taferinnerungen, in den dazugehörigen Gesprächen vorher und in der Zeremonie am Taufbecken in der

Kirche, in einem Gemeinderaum oder im Turm. Auch eine Taufe im Grünen vor dem modernen und lichten Gemeindehaus war zeitweise möglich, war aber an diesem schon etwas kühlen und regnerischen Septembertag kein Renner.

Aber gut, die Täuflinge sollten an diesem Nachmittag viel selber mitentscheiden können. Nicht nur den Taufspruch, eine mögliche Auswahl davon hing in der Kirche. Auch den Ort und, vielleicht vor allem, die Musik, die die gut eingespielte Band mit Keyboard, Gitarre und Gesang für die Täuflinge spielte.

*Immer wieder fällt der wichtige Satz:  
„Egal, was passiert: Ihr seid geliebte Menschen!“*

Alle möglichen Stücke standen am Eingang an der „Juke Box“, einem Verzeichnis von über 50 Songs in drei Kategorien: „To the heart“, „For the wild ones“ „Holy grooves“. Die Mehrzahl der Lieder waren Klassiker der Pop- und Rockmusik mit mehr oder weniger religiösem Bezug. Für diejenigen, denen das Gesangbuch ein zu hütender Gral ist, möglicherweise eine Anfechtung. Aber um die ging es hier nicht, sondern um die, die sich vielleicht zum ersten Mal oder nach langer Zeit wieder in der Kirche anrühren lassen wollten. Und die wissen, dass ein Song das kann und nicht immer einen religiösen Text braucht, um spirituell zu sein und um Kanäle zu öffnen. So war jede Taufe oder Taufferinnerung zwar nach vorgegebenen Komponenten zusammengestellt, aber jeweils eine sehr individuelle Zeremonie, in der die vier zu Verfügung stehenden Geistlichen es immer wieder schafften, das Motto des Tages lebendig werden zu lassen: „Für Dich – Segen spüren. Taufe erleben.“

### Am Berg gegangen

Zum Beispiel Petronella Helm, deren Bekannter von der Aktion im Radio gehört hatte und ihr davon erzählt hatte. Denn er wusste, dass die 75-jährige gebürtige Niederländerin zwar glaubt, aber noch nicht getauft ist, weil ihr Vater das seinen Kindern überlassen wollte. Irgendwie sei es aber nie dazu gekommen, doch jetzt war klar: „Das mache ich jetzt, auch als Antwort auf das, was passiert ist.“ Was ist passiert? 2017 hatte sie einen Unfall beim Bergwandern, ist abgerutscht und hat „am Berg gehangen“, musste um ihr Leben fürchten. Und nun steht sie am Taufbecken in der Kirche mit ihrem Bekannten, hört „Morning has broken“, spricht das Ja zur Taufe, lässt sich taufen, nimmt die Hand von Pfarrer Horst Rühl und Pfarrerin Miriam Weiner, lässt sich segnen und von beiden in den Arm nehmen ... das geht nah, nicht nur körperlich.

Ebenso die Taufe im Turm, hier ist es eine Familie, die ihren neunjährigen Sohn taufen lässt – und auch die Tante nutzt die Gelegenheit. Während es dem Jungen immer wieder schwerfällt, aufmerksam dabei zu bleiben, weint die Tante Tränen der Rührung, als Robbie Williams „Angels“ für sie erklingt. Miriam Weiner geht auf beide Täuflinge ein, macht klar, worum es geht, nämlich um „Gottes Versprechen, für Dich da zu sein!“ Sie findet, wie alle vier Geistlichen, die heute hier im Einsatz sind, zeitgemäße, leicht verständliche Worte für das, was Segen und Taufe bedeuten. Immer wieder fällt der wichtige Satz: „Egal, was passiert: Ihr seid geliebte Menschen!“ Oder zu Beginn: „Wir vertrauen darauf, dass Gott hier ist.“ Schlicht,

klar, wirkungsvoll. Und das Vaterunser liegt auf einem Zettel gedruckt dabei, damit es wirklich alle mitsprechen können, auch die, die es nicht gelernt haben. Denn davon gibt es mittlerweile sehr viele.

Es kommen noch einige mehr heute: Der Banker aus Eschborn, die Jugendliche, die mit ihren Eltern am Taufbecken steht, weil sie es jetzt so wollte, und sich vom Pfarrer mit der Gitarre Mut zum Vertrauen machen lässt: „Lean on me“. Die junge Iranerin, die mit ihrer Betreuerin und Übersetzerin kommt, um nun Christin zu werden, und unbedingt möchte, dass die gesamte Taufe auf dem Handy aufgenommen wird. Mutter und Teenager-Sohn, die sich ihre Taufsprüche gegenseitig zusagen und nach der Taufe noch gemütlich essen gehen wollen, um ein wenig zu feiern. Das kleine Mädchen im weißen Kleid, das sonst immer Fahrradfahren vor der Kirche übt und sich nun sehr darüber freut, dass ihre getrenntlebenden Eltern gemeinsam mit ihr am Taufbecken stehen. Alles auf unterschiedliche Weise berührend, das kleine Format ist sehr intensiv. Und dass es anschließend keine große Tauffeier mit der ganzen Familie gab, und eben auch keine entsprechend aufregende Vorbereitung, stört hier niemanden. „Wir haben die Taufe unseres Sohnes wegen Corona immer wieder verschoben“, sagt ein Vater. „Und heute konnten wir es einfach machen, in kleiner Runde, das fanden wir super.“



Und dann war da noch die 70-jährige Dame, die schon vor dem Samstag bei Margit Zahn angerufen hatte, weil sie aus der Kirche ausgetreten war und sich nun neu taufen lassen wollte. Das war natürlich nicht möglich, aber eine Taufferinnerung ließ die Zusage Gottes erneut auch symbolisch deutlich werden. Nochmal das Wasser im Becken mit der Hand spüren, nochmal sich daran erinnern zu lassen, dass Gottes Liebe nie in Frage steht. In allen Taufferinnerungen wichtige Gesten, Umarmungen, persönliche Ansprache – keine Magie, aber zauberhafte Momente, in denen lebendiger Glaube sichtbar wurde. Geistliche Verflachung? Theologische Abstinenz? Wer dabei war, weiß es besser.

### Gemeinde inszeniert

Aber wie war es denn nun, mit den kurzen Taufgesprächen, dem ausgefallenen Taufunterricht, der Ortsgemeinde, die sonst die Täuflinge aufnimmt? „An der Debatte werden Kirchenbilder deutlich, die zum Teil sehr wenig Anhalt an der Wirklichkeit haben“, sagt Katharina Scholl. Zum Beispiel die vermeintlich fehlende Ortsgemeinde: „Was ist Gemeinde? Der Begriff wird zunehmend fluide, das zeigen doch die Beispiele aus der digitalen Kirche. Wir haben Gemeinde inszeniert, eine Gemeinde auf Zeit. Wir hatten viele Ehrenamtliche vor Ort,



die sich zugewandt den Leuten zeigten. Wir haben in die Gemeinschaft der Heiligen hineingetauft und in die Gemeinde, die in diesem Moment vor Ort war.“

Die Taufgespräche? „Die waren komprimierter als üblich“, sagt Margit Zahn. Allerdings seien die Menschen auch vorbereiteter gewesen. Wer unsicher gewesen sei, habe vorher das Gespräch mit ihr gesucht. Und Katharina Scholl ergänzt: „Die Herausforderung für uns war, sich schnell auf unterschiedliche Menschen und ihre Geschichten einzustellen.“

Dass die Aktion im Vorfeld so sehr auf Kritik stieß, sieht Scholl auch vor dem Hintergrund der großen Transformationsprozesse, die Kirche derzeit durchlaufe und die für Unsicherheit Sorge. Das erzeuge das Bedürfnis, um so mehr an bestehenden Traditionen festzuhalten. Aber: „Das müssen wir als Institution wieder lernen: eine Kirche zu sein, die sich neu auf Singularitätserfahrungen besinnt und diese zum zentralen Moment macht, nicht Zahlen und Statistiken“. Denn das, so habe ein Kollege ihr gesagt, „schmeckt nach Zukunft.“

Eine Zukunft allerdings, in die investiert werden muss. Zunächst einmal Zeit und Engagement, auch von Ehrenamtlichen und außergemeindlichem Personal. Aber eine solche Veranstaltung kostet auch Geld, in diesem Falle 6 700 Euro. Davon ging der kleinere Teil als Honorar an die Musiker und die Verköstigung, der Löwenanteil in die Öffentlichkeitsarbeit. Professionelle Werbung in Bussen, ein Flyer im Stadtmagazin, Karten, die einluden und an deren Gestaltung lange gearbeitet wurde. „Vielleicht bekommt man das auch mit mehr Erfahrung für etwas weniger Geld hin, aber umsonst gibt es das nicht“, meint Scholl. Professionelle Öffentlichkeitsarbeit sei wichtig, denn diese Form der Sichtbarkeit von Kirche habe auch ihren eigenen Wert.

### Originär kirchlich

Zumal es ja um ein originär kirchliches Thema ging, denn Taufen tut nur die Kirche. Insofern ist dies ein sehr traditionelles Angebot, das aber niederschwellig zu erreichen war und personalisiert gestaltet werden konnte, so gesehen also sehr modern. Dass das alles nicht das Wehen des Heiligen Geistes garantiert, ist klar, aber hier hat es offenbar geklappt. Margit Zahn berichtet von Mails, die auch einige Tage später noch bei ihr eingingen und noch immer sehr bewegt waren von der Veranstaltung. Und von denen, die die Nachberichterstattung in der Presse gelesen haben und sich nun ärgerten, dass sie es verpasst haben. Gibt es bald für sie eine neue Chance?

Katharina Scholl schließt nichts aus. Es gebe Interesse aus anderen Gemeinden, „aber das müssen ja nicht wir machen“, sagt sie. Wenn, dann würde sie sich noch etwas mehr auch auf Kindertaufen einrichten, die seien zum Teil von den Angeboten überfordert gewesen. Margit Zahn hingegen würde gerne nochmal eine „Drop-in“-Taufe anbieten. Die Papierbahnen mit den Taufsprüchen zumindest hat sie aufbewahrt und griffbereit in ihrem Büro liegen. ◀

*Eine Taufferinnerung mit Pfarrerin Margit Zahn im Turm der Kirche: keine Magie, aber zauberhafte Momente.*

## „Es kommt alles schneller“

Der Darmstädter Pfarrer Steffen Bauer ist Experte für Kirchenreformprozesse. Er ist überzeugt, dass sich die Kirche rascher wandeln wird, als viele es heute vermuten

*zeitzeichen:* Herr Bauer, mit der Parole „Ecclesia semper reformanda“ war früher meistens gemeint, dass wir in der Kirche die kirchliche Lehre auf der Höhe der Zeit halten sollten. Heute wird sie eher auf den Reformprozess unserer kirchlichen Organisationsformen bezogen. Aber seit wann gibt es in Deutschland überhaupt diese spezifisch organisatorischen Kirchenreformprozesse?

STEFFEN BAUER: Seit ihrer faktischen Neugründung nach dem Zweiten Weltkrieg befand sich unsere Kirche ständig in Reformprozessen. In den dreißig Jahren zwischen 1950 und 1980 wurden in Westdeutschland etwa 5 000 Gemeindehäuser gebaut und eingeweiht. Jede Kirchengemeinde sollte eine Kirche, ein Gemeindehaus, ein Pfarrhaus für jeden Pfarrer und möglichst auch noch einen eigenen Kindergarten haben. Das erschien nötig, denn auf einmal waren durch die Flüchtlinge aus den Ostgebieten viel mehr evangelische Menschen da, und die Kirche hatte zumindest ab Ende der 1950er Jahre auch genügend Geld, um so zu expandieren.

*„Ab den 1960er-Jahren wurden die kirchlichen Lebensweisen vielfältiger.“*

Schon im Laufe der 1960er-Jahre merkte man: Die Menschen werden in ihren Lebensweisen vielfältiger, und viele werden nicht mehr über die örtlichen Kirchengemeinden erreicht. So wurde ab Ende der 1960er Jahre bis mindestens Mitte der 1980er Jahre viel um die Gemeinden herum aufgebaut. Die sogenannten funktionalen Dienste kamen hinzu, etwa Industriearbeit, Krankenhausseelsorge, Studierendenseelsorge – also all die Spezialfunktionsstellen. In diesen Reformjahrzehnten versuchte die Kirche, der Entwicklung unserer Gesellschaft

zu folgen. Und solange man finanziell aus dem Vollen schöpfen konnte, ging das auch ganz gut. Aber dann, spätestens Anfang der 1990er Jahre, wuchsen das Faktum und die Erkenntnis: Wir verlieren Mitglieder, und wir haben weniger Geld. Ich bin 1989 in den kirchlichen Dienst eingetreten, und ich kann mich an nichts anderes erinnern, als dass die Leitenden immer gesagt haben: Wir müssen sparen, wir haben nicht mehr so viel Geld.

*Diese Knappheitserfahrung Anfang, Mitte der 1990er-Jahre traf mit einem neoliberalen Zeitgeist zusammen. Es gab das „Hamburger Hauptpastoren-Papier“, das von der Unternehmensberatung McKinsey beeinflusste „Evangelische München Programm“, es gab Kongresse mit dem Titel „Unternehmen Kirche“ und vieles mehr.*

STEFFEN BAUER: Ja, es war die Phase der Optimierungsprogramme, der Effizienzsteigerung. Wir haben zum ersten Mal mit Zahlen gearbeitet. Und das war dann 2006, als das EKD-Impulspapier „Kirche der Freiheit“ als Kulminationspunkt dieser Entwicklung erschien, ein großer Aufreger: die Rede von Taufquoten, vom Wachsen gegen den Trend und die Forderung nach Zusammenlegung von Landeskirchen. Viele befürchteten: Wir verkaufen uns an eine andere Sache, an ein marktwirtschaftliches Denken, das nicht zur Kirche passt. Aber beim Nachdenken über die Kirche stand künftig die Organisation im Mittelpunkt. Aus dem wenig angefochtenen Selbstbewusstsein der Institution Kirche wurde das selbstkritische Fragen einer zunehmend kritisch beäugten Organisation Kirche.

*Unmittelbar nach „Kirche der Freiheit“ kam die Finanzkrise 2008. Aber in den Jahren danach, letztlich bis heute, herrschte eine überraschende finanzielle*

*Prosperität. Wenn man vom Einbruch 2020 durch den Corona-Schock absieht, wo das Kirchensteueraufkommen erstmals seit langem wieder etwas schrumpfte, blieb doch bisher finanziell alles recht stabil, oder? 2021 gab es nominell ein höheres Kirchensteueraufkommen als 2019.*

STEFFEN BAUER: Niemand konnte ahnen, dass wir eine so lange Phase so guter Finanzbedingungen haben würden. Das fällt uns heute auf die Füße, weil die Prognosezahlen finanzmäßig nicht stimmten. Das gibt denen Oberwasser, die sagen: „Ach, warten wir es doch erstmal ab.“ Der Elan einiger Reformprozesse von Anfang der 2000er-Jahre ist zusammengesackt, weil der Spardruck nachließ, und weiterhin bleibt es ja auch schwierig, die Entwicklung der Finanzen vorherzusagen. Aber uns beschäftigt ja seit Jahren ein viel größeres Problem: Wir finden zu wenig Menschen, die für die Kirche arbeiten wollen – besonders Pfarrerinnen und Pfarrer. In den nächsten zehn Jahren werden wir deutschlandweit dreißig bis fünfzig Prozent weniger Pfarrerinnen und Pfarrer haben, und in anderen kirchlichen Berufsgruppen sieht es ähnlich aus. Und da geht es durchaus auch ums Geld, denn die wachsenden Versorgungslasten der Beamten sind eine tickende Zeitbombe, aber das wäre ein Thema für sich ...

*Vor drei Jahren hat die sogenannte Freiburger Studie für viel Aufsehen gesorgt, wobei das, was die Forscher veröffentlichten, für Insider ja gar nicht überraschend war. Dennoch hatte man den Eindruck, dass sich da ein Schalter umgelegt hat ...*

STEFFEN BAUER: Das Neue an der Freiburger Studie war diese minutiöse Art der Aufarbeitung. Es wurde für

jede Landeskirche, für jede Diözese berechnet, wie es künftig Jahr für Jahr sein wird. Wobei die Studie von 2019 jetzt schon überholt ist, denn das Abschmelzen der Mitgliederzahlen passiert viel schneller. In der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau gingen wir noch 2019 von einem Einsparbedarf von 100 Millionen Euro bis 2030 aus. Nach den neuesten Zahlen und neuerlichen Prognosen aus Freiburg sind es jetzt 140 Millionen Euro. Das heißt: Es kommt schlimmer, es kommt schneller. Allein in Frankfurt/Main haben wir im vergangenen Jahr 4,3 Prozent der Kirchenmitglieder verloren – eine neue Dimension.

*Das Besondere war ja, dass in der Freiburger Studie stand, man könne durchaus etwas gegen den Mitgliederschwund tun. Der Tenor der Kirchenmitgliedschaftsuntersuchungen und anderer Studien war bisher so: Die Kirche macht eigentlich gute Arbeit, aber am Großtrend der Säkularisierung, also dem stetigen Abbröckeln, dem Mitgliederschwund, kann sie nichts ändern.*

STEFFEN BAUER: Genau dieser aktivistische Impuls ist interessant und wird in den nächsten Runden im Ringen um die Transformation eine ganz wesentliche Rolle spielen. Denn wir müssen uns verändern, wenn wir viele verschiedene Menschen ansprechen wollen. Neue Formate, wie Tauffeste und Segenshochzeiten, sind jetzt an vielen Orten groß in der Erprobung. Dadurch wird deutlich, dass Veränderung heißt, sich intensiv auch mit Fragen der Mitgliedschaft und des parochialen Systems zu beschäftigen. Denn mit der neuen Kasualpraxis stellt sich ja das alte System selbst in Frage. Was darf, was soll der Ortspfarrer, die Ortspfarrerin noch exklusiv tun?

*Von Taufunterweisung und Katechumenat ganz zu schweigen.*

STEFFEN BAUER: Ich finde das total spannend: Die eine große Triebfeder der gegenwärtigen Transformationsprozesse, ohne die es nicht geht, ist die herrschende oder kommende Ressourcenknappheit. Die andere aber

ist die Notwendigkeit geistiger und geistlicher Kirchenentwicklung. Ich behaupte, unser bisheriges Parochialsystem wird in wesentlichen Teilen ausgehebelt werden. Nicht weil wir die Parochie auflösen, das meine ich überhaupt nicht, aber indem wir Fragen der Zuständigkeiten und der Rechte neu klären. Wenn wir den Menschen die Möglichkeit geben, sich in Eckernförde am Meer in einem großen Event taufen zu lassen, dann erleben sie die Kirche so als Gemeinschaft. Da haben wir bisher immer gesagt, das gehört eigentlich in die Mitte der Gemeinde, also in den Gottesdienst.

*In jene Zwangsgemeinschaft, die vielen in der Kerngemeinde vorschwebt, Sonntag, 10 Uhr ...*



Foto: privat

Dr. Steffen Bauer war von 1994 – 2007 Gemeindepfarrer in Mannheim und Heidelberg, davon die letzten sieben Jahre zeitgleich auch Dekan. Von 2008 – 2013 war er Mitarbeiter, später auch Studienleiter in der Abteilung Organisationsentwicklung am Institut für Personalberatung, Organisationsentwicklung und Supervision (IPOS) der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau (EKHN) und leitet seit September 2013 die Geschäftsstelle der Ehrenamtsakademie der EKHN. Er ist Autor zahlreicher Veröffentlichungen. Unter anderem erschien von ihm 2020 im Hartmut-Spinner-Verlag/Kamen das Buch „Ermöglichen – Kirche im Jahr 2030“.

STEFFEN BAUER: ... mit 14 Leuten Kerngemeinde, von denen vier missmutig sind, weil die Kinder schreien. So etwas werden wir mindestens ergänzen müssen, und das ist auch gut so. Aber es stellt das Kirchenbild vieler, die der Kerngemeinde und ihrem herkömmlichen Leben eng verbunden sind, in Frage. Ob wir dieses notwendige neue Nebeneinander zulassen – das ist die spannende Frage.

*Aber ist es nicht ein relativ altes kirchensoziologisches Wissen, tradiert in allen EKD-Kirchenmitgliedschaftsuntersuchungen seit 1972, dass die meisten Menschen in erster Linie die alte vertraute Kirche mit ihren pfarramtlichen Vollzügen wollen und bloß nicht mehr? Demnach lebt Kirche paradoxerweise von denen, die sich für die elaborierten Details kerngemeindlicher Aktivitäten oder kirchlicher Initiativen gar nicht interessieren. Ist das eine weiterhin richtige Diagnose?*

STEFFEN BAUER: Ich bin mir nicht sicher, denn da muss man differenzieren. Ich denke, dass der Soziologe Andreas Reckwitz Recht hat. Er diagnostiziert seit den späten 1990er-Jahren den „Aufbruch in die Spätmoderne“ und in eine „Gesellschaft der Singularitäten“. Damit meint er ja auch etwas Paradoxes, nämlich den Drang vieler Menschen, ein singuläres, einzigartiges Leben zu führen, aber das zum Beispiel auf Social-Media-Kanälen, wo Millionen andere genau dasselbe tun. Auf die Kirche übertragen heißt das: Unser traditionelles Angebot zum Beispiel am Sonntagmorgen ist schon lange nicht mehr mit dem Lebensgefühl der meisten unserer Mitglieder vereinbar. Das ist gar keine neue Erkenntnis, aber jetzt, wo die Beteiligungszahlen immer weiter sinken, kommt es noch einmal deutlicher zum Vorschein, wie wenig es der Lebensweise der meisten Menschen entspricht. Tauffeste oder Segenshochzeiten aber sind gefragt, also religiöse Events, bei denen Menschen ganz spontan sagen: Ich will den Segen Gottes haben ...

*... der der Kirche immer noch zugetraut wird?*

STEFFEN BAUER: Ja, und wir merken es in der Breite überhaupt erst, dass uns Segenskraft zugetraut wird, seitdem es solche Tauffeste und Segenshochzeiten gibt. Ich freue mich deshalb sehr über die Taufinitiativen landauf, landab, denn viele Menschen sagen: „Macht so etwas, ich komm dann! Aber in den Sonntagsgottesdienst um 10 Uhr in der Ortsgemeinde komme ich bestimmt nicht, und schon gar nicht als Alleinerziehende, denn ich kann keine große Party machen und alle Nachbarn einladen. Aber in Eckernförde eine von 200 Tauffamilien

*„In Eckernförde eine von 200 Tauffamilien zu sein, ist wunderbar!“*

zu sein, das ist wunderbar.“ Also ich glaube, dass die meisten Menschen in Zukunft ihre Kirchenzugehörigkeit eher auf solche Resonanzereignisse gründen und nicht mehr auf eine lebenslange, vereinsmäßige Bindung.

*Aber welche Funktion haben dann noch die Mitglieder der Kerngemeinde? Die muss es ja auch irgendwie geben, oder?*

STEFFEN BAUER: Natürlich, denn sie halten das gesamte System mit den Angeboten, die sie stützen und tragen, am Laufen. Sie müssten vielleicht nur einen Hauch demütiger werden und von dieser Haltung wegkommen, die oft zu spüren ist, nämlich: „Wir wollen eigentlich, dass die anderen werden wie wir.“ Ich bin auch überhaupt nicht der Meinung, dass wir alles neu machen müssen, denn manches tun wir auch stellvertretend für die Vielen. Aber wir müssen es endlich schaffen, auch um die unausweichlichen Ressourcenfragen zu beherrschen, die Erkenntnis in die Tat umzusetzen, dass es die Gemeinde allein nicht mehr schaffen kann, denn das ist eine permanente Überforderung des hauptamtlichen wie des ehrenamtlichen Personals.

*Und was heißt das konkret?*

STEFFEN BAUER: In meiner Kirche, der EKHN, hat die Synode festgelegt, dass ab Ende 2023 alle Gemeinden in einem

„Nachbarschaftsraum“ verbindlich zusammenarbeiten müssen. Wir geben zwar keine einheitliche Fixzahl vor, aber ein Gebiet von 3 000 bis 10 000 Gemeindegliedern soll künftig einen solchen Nachbarschaftsraum bilden, und dort arbeitet dann ein multi-professionelles Team, nicht nur der einzelne Pfarrer, die einzelne Pfarrerin in ihrer Gemeinde, sondern auch Kirchenmusikerinnen und Gemeindepädagogen. In diesem Nachbarschaftsraum finden dann auch, abgestimmt aufeinander, die Kürzungen zum Beispiel der Gebäudezuweisungen statt. Und rechtlich fusionieren die Gemeinden, oder sie bilden eine Gesamtkirchengemeinde mit einem gemeinsamen Kirchenvorstand oder eine Arbeitsgemeinschaft mit einem geschäftsführenden Ausschuss.

*Gemeinden sollen sich zusammenschließen, aber was ist eigentlich mit den Landeskirchen? Die sind doch total unterschiedlich groß, und 2006 bei „Kirche der Freiheit“ war unter anderem die Forderung nach Fusionen von Landeskirchen der große Aufreger. Man hat den Eindruck, an dieser Front geschieht nicht wirklich etwas, denn die Fusion zur Nordkirche liegt jetzt schon ein Jahrzehnt zurück. In Niedersachsen gibt es fünf evangelische Landeskirchen, deren Gebiet fast genau mit dem des Bundeslandes übereinstimmt. Da liegt es einem doch auf der Zunge zu fragen: Regelt das bitte wie in Bayern, oder?*

STEFFEN BAUER: Natürlich. Ich könnte mich da amüsieren, denn die Kirchenleitungen sagen den Gemeinden und Dekanaten: Arbeitet gefälligst zusammen, geht zusammen! Aber sie selbst wollen auf ihrer Ebene möglichst lange alles bestehen lassen. Von der Organisationslogik her ist das sicher verständlich, denn wer will sich schon selbst abschaffen? Aber wenn man es von außen betrachtet, dann wird klar, dass es auch dort bald zu Veränderungsprozessen kommen muss.

*Was wäre denn Ihrer Meinung nach die Rolle der EKD? Der Rat der EKD, der bis Ende 2021 amtierte, hatte ja noch einmal einen großen Wurf versucht und „Elf Leitsätze“ veröffentlicht,*



*aus denen dann bei der Synode 2020 „Zwölf Leitsätze“ wurden, in denen der Vernetzungsgedanke eine große Rolle spielt. Aber seitdem herrscht Funkstille, oder?*



Baustelle vor der Matthäuskirche am Potsdamer Platz in Berlin.

gemerkt: Die wissen wenig bis nichts voneinander. Ja, was machen denn die Leitungen alle paar Monate auf der Kirchenkonferenz? Zum Glück gibt es seit geraumer Zeit im Kirchenamt der EKD eine digitale und analoge Plattform, den sogenannten Denkraum, in dem alle mitmachen können, die in Sachen inhaltlicher und organisatorischer Kirchenreform etwas vorantreiben wollen, und zwar auch von der mittleren Ebene und der Gemeindebasis her. Die also nicht warten, bis die Kirchenleitungen sich zusammenschließen, sondern die jetzt schon landeskirchenübergreifend miteinander und voneinander lernen wollen. Das ist wirklich eine gute Sache!

*Wie sind die Chancen, dass dieses Miteinander von Sparen und nötiger kreativer Neuorientierung gelingt?*

STEFFEN BAUER: Ich bin ein grundoptimistischer Mensch und sage: Wir werden in spätestens zehn Jahren fast überall funktionierende Teamarbeit in verbundenen Gemeinden haben, in denen Menschen dieser Gesellschaft völlig unterschiedlich angesprochen und mitgenommen werden und in denen sie sich zeigen werden, so wie sie sind. Wenn wir das schaffen, dann kommen wir aus diesem kleinen, schrumpfenden Milieu der Kerngemeinde hinaus! Und das ist für mich nicht Bedürfnisbefriedigung der Gesellschaft – das ist ja immer der Vorwurf, der dann kommt –, sondern das ist für mich das Ernstnehmen von den Menschen, die im Gemeinwesen und im digitalen Raum auf andere Weise als ich ihren Glauben, ihre Religiosität leben. Die Pfarrerzentrierung wird abgenommen haben und das Priestertum aller Getauften gestärkt sein. Aber: Die Verschiedenheit wird zunehmen, und wir müssen alle lernen, das auszuhalten.

STEFFEN BAUER: Einige Experten, zum Beispiel Georg Lämmelin vom Sozialwissenschaftlichen Institut der EKD, arbeiten ganz selbstverständlich mit diesen „Zwölf Leitsätzen“.

Aber in den Papieren der Landeskirchen spielen sie gar keine Rolle. Das ist Wahnsinn, und das regt mich wirklich auf! Ich war in verschiedenen Landeskirchen unterwegs und habe

Das Gespräch führte Reinhard Mawick am 28. September in Darmstadt.

# Sicherheit für Sexarbeit

Nathalie Eleyth forscht nach einer evangelisch-ethischen Perspektive zur Prostitution

Theologische Ethik kann zur Versachlichung einer Debatte beitragen. Das ist gerade im Bereich der Sexarbeit nötig. Doch warum bleibt die evangelische Kirche sprachlos? Auch wegen dieser Haltung wählte Nathalie Eleyth (33) das Thema für ihre Promotion.

Bereits während des Theologiestudiums in Bochum stellte ich fest: Wenn sich Kirche oder Theologie überhaupt zu Fragen der Sexualität äußern, steht die partnerschaftlich orientierte im Fokus. Bei der Lektüre einschlägiger Fachliteratur konnte ich feststellen, Sexualethik ist im Wesentlichen Beziehungsethik. Pornografie, Sexarbeit, Sexualassistenten oder Casual Dating werden überhaupt nicht mit einbezogen oder reflektiert, was meiner Meinung nach ein großes Forschungsdesiderat ist. Dabei ist die Sexarbeit eines der größten Streitthemen im deutschen Feminismus und Gegenstand kontroverser gesellschaftlicher Debatten. Und deshalb stellte sich mir die Frage, warum die evangelische Kirche, die sich zu vielerlei moralisch-ethischen Fragen äußert, bei diesem Thema sprachlos bleibt. Wie kann es sein, dass man sich aus diakonischer Perspektive in dem Feld der Prostitution engagiert, aber keine theologisch-ethische Grundlagenposition dazu hat?

„Wie ist Sexarbeit aus evangelischer Perspektive zu bewerten?“, lautet meine Forschungsfrage. Dabei thematisiere ich, was unter Sexarbeit zu verstehen ist, wie der rechtliche und politische Rahmen in

*Sexarbeit ist eines der größten Streitthemen im deutschen Feminismus.*

Deutschland gesetzt ist, ich skizziere heterogene Arbeits- und Lebensrealitäten von Menschen in der Prostitution und stelle den gesellschaftlichen Diskurs mit seinen zum Teil einander unversöhnlich gegenüberstehenden Meinungen dar. So



Foto: Stephan Schütze

behaupten die einen, es gebe keine freiwillige Sexarbeit, im Gegenteil, freiwillige Prostitution sei ein Widerspruch in sich und eine Form (frauenspezifischer) Gewalt. Andere behaupten, Menschen könnten dieser Arbeit selbstbestimmt nachgehen, auch migrantische, rassifizierte nicht-weiße Frauen, die häufig von viktimisierenden Stereotypisierungen betroffen sind. So lange Kriterien wie die der Vertragsmündigkeit, Freiwilligkeit, des Konsens, des Respektierens von Grenzen gewährleistet seien, sei das eine Arbeit, die als solche auch anzuerkennen sei und die nicht vom Staat kriminalisiert werden sollte.

Die EKD-Denkschrift zu Fragen der Sexualethik (1971) entkoppelte erstmalig

sexuelles Begehren und Fortpflanzung, hielt jedoch am Sexualitätsmonopol der Ehe fest. Auch gegenwärtige Sexualethik-Entwürfe beschreiben, dass verantwortungsvolle Sexualität ihren Ort in der auf Dauer angelegten Partnerschaft hat, die von Verlässlichkeit, Vertrauen und Verantwortung geprägt ist. Da schließen sich meine Grundfragen an: Können wir Sexualität jenseits der Partnerschaft als verantwortungsvolle Sexualität ansehen? Und welche Kriterien müssen wir dafür aus evangelischer Perspektive entwickeln? Darf man Sexualität kommerzialisieren, und wo liegen die Grenzen der Körperkommerzialisierung? Im Dialog mit den Humanwissenschaften und auf Basis

biblisch-theologischer Perspektiven zu Sexualität frage ich weiter: Wie weit geht die sexuelle Freiheit eines Christenmenschen?

Im Rahmen einer medienethischen Sicht auf Sexarbeit analysiere ich ferner, wie über (und nicht mit) Menschen in der Sexarbeit gesprochen wird und nehme paternalistische Diskurse, Moralpanik, anekdotische Beweise und Desinformationen wahr, die kaum Bezug auf die kritische Sexarbeitsforschung nehmen.

Essenziell in meiner Arbeit ist auch die Auseinandersetzung mit dem Themenkomplex Gendergerechtigkeit. Zwar arbeiten in dem Bereich Frauen, Männer,

*Es braucht Theologinnen und Theologen, die zur Versachlichung emotionalisierender Diskurse beitragen.*

trans und nonbinäre Personen, aber mehrheitlich geht es um eine weibliche Dienstleistung, die von einem männlichen Kundenkreis in Anspruch genommen wird. Ist das ein männliches Privilegiensystem? Trägt dieses dazu bei, patriarchalische Strukturen aufrecht zu erhalten? Wird

Unter der Rubrik „Das Projekt“ berichten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler in zeitzeichen über ihre Forschungsarbeiten.

möglicherweise Prostituierten so häufig als gewaltvoll und ausbeuterisch wahrgenommen, weil wir keine geschlechtergerechten Vorstellungen von (genitaler) Sexualität haben und folglich Sexarbeit als bedrohlichen Ort männlicher Verletzungsmacht und weiblicher Verletzungsoffenheit denken? Ein arbeitsethischer Blick unternimmt den Versuch, evangelische Perspektiven zu guter, gelingender Arbeit in Bezug auf Sexarbeit zu profilieren, und setzt sich kritisch mit Selbstbestimmung zur und in der Arbeit, Sicherheit, im Arbeitsschutz, in der Professionalisierung und in Berufsverbänden auseinander.

Abschließend mache ich den Ertrag der ethischen Analyse für das diakonische Arbeitsfeld fruchtbar. Die Diakonie positioniert sich bundesweit unterschiedlich zu Sexarbeit: Während die Diakonie Hamburg die Anerkennung von Sexarbeit als Arbeit und akzeptierende Sozialarbeit fordert, sieht die Diakonie Heidelberg in der Prostitution eine Verletzung der Menschenwürde und votiert für das Schwedische Modell.

Es gibt bereits wichtige Ansätze der Enttabuisierung von Sexarbeit im evangelischen Raum. Hier ist zum einen die EKD-Denkschrift „Freiheit digital“ zu nennen, die sich unter anderem intimen

Beziehungen im digitalen Raum widmet und den Bereich der sexuellen Dienstleistungen beleuchtet. Ethisch bedenklich bei Webcamsex sei weniger die Mikroebene, also die Darstellung, solange Freiwilligkeit, Konsensprinzip und ein lebensdienlicher Körperumgang gewahrt bleiben. Vielmehr sei die digitale Dokumentation der Sexarbeit zu problematisieren, da die Verwertungsrechte des Bildmaterials mitunter bei Plattformen liegen. Dies stellt eine wichtige Erweiterung des Diskurses dar. Zum anderen überwinden Gottesdienste anlässlich des Internationalen Hurentags, wie sie in der Bochumer Pauluskirche gefeiert werden, die kirchliche Sprachlosigkeit und zentrieren die Anliegen von vielfach mehrfach marginalisierten Menschen in der Sexarbeit.

Es braucht mehr Forschung zu Sexarbeit, vor allem Studien, die sich nicht nur mit Aussteigerinnen oder bestimmten Orten der Prostitutionsausübung befassen, sondern das gesamte Feld in den Blick nehmen. Zusätzlich braucht es Theologinnen und Theologen, die sich ohne Schamkontext-, gegenwarts- und gendersensibel mit Sexarbeit auseinandersetzen und durch ihre Expertise zu Ethik zur Versachlichung emotionalisierender Diskurse beitragen. ▢

Aufgezeichnet von Kathrin Jütte

## Für Sie reingeschaut

### Aufbau – Das jüdische Magazin

Es war der 1. Dezember 1934, an dem die Zeitschrift *Aufbau* erstmals erschien. Ursprünglich war sie als kostenloses Vereinsblatt des „German Jewish Club“ in New York konzipiert worden. Sie entwickelte sich zu einer wichtigen Informations- und Anlaufstelle für jüdische und andere deutschsprachige Flüchtlinge in den USA. Im März 2004 musste der *Aufbau* aus finanziellen Gründen schließen. Aber seit 2005 erscheint das Magazin im Zürcher Verlag für Jüdische Medien. Allerdings alle zwei Monate, mit sechs Ausgaben im Jahr. In der aktuellen Ausgabe geht es um das Tagebuch von Eva Neufel-dová aus dem slowakischen Ružomberok, ein seltenes Dokument. Anders als sonst im Magazin, wo es um aktuelle Debatten oder Antisemitismus-Definitionen geht, stehen in dieser Ausgabe diese persönlichen Schilderungen im Vordergrund: Tagebucheinträge von 1940 bis 1942 über das Leben in der kommunistischen Tschechoslowakei und wie sie entstanden sind.

Weitere Infos: [www.aufbau.eu](http://www.aufbau.eu)





Foto: Liane Wobbe

Hinaus auf die Straße! Öffentliche Präsentation der neuen Torarolle für das jüdische Zentrum Chabad Lubawitsch in Berlin-Mitte am 10. Juni.

## Parade für eine Heilige Schrift

Jüdische Traditionen auf Berliner Straßen mit Chabad Lubawitsch

LIANE WOBBE

Neulich war in Berlin etwas ganz Besonderes auf der Straße zu erleben: Die Entgegennahme einer neuen Torarolle durch Mitglieder der jüdischen Chabad-Lubawitsch-Bewegung. Die Berliner Religionswissenschaftlerin Liane Wobbe war dabei und führt in ihrem Beitrag in die Welt dieser besonderen, aber auch umstrittenen religiösen Gruppe ein.

Vor den Räumen eines jüdischen Gemeindehauses in Berlin-Mitte warten viele festlich gekleidete Gäste: Frauen mit langen, schicken Kleidern, Männer mit schwarzem Anzug, Bart und schwarzem Hut oder einer Kippa auf dem Kopf. Kinder rennen aufgeregt umher. Heute wird hier *Hachnasat Sefer Tora* gefeiert, die Einweihung einer neuen Torarolle, der Heiligsten Schrift im Judentum.

Ein Mann, der aus Israel stammt, erklärt: „Unsere Gemeinde erhält heute eine neue Tora. Bisher hatten wir nur geliehene.“ Bei der Ankunft einer neuen Torarolle ist es üblich, dass die letzten Buchstaben des 5. Buches Mose von einem *Sofer*, einem zertifizierten Schreiber, gesetzt werden. Dabei dürfen volljährige Männer, die eine Bar Mizwa hinter sich haben, an dieser Vollen- dung mitwirken, indem sie den Arm des Sofers berühren. Nun geht es los, alle schauen gebannt auf den Sofer, der behutsam die Feder auf das Blatt setzt und den Buchstaben kunstvoll zu Papier bringt. Ein 15-jähriger Junge begleitet ihn dabei. Ihm folgen mindestens zwanzig weitere Männer, so dass sich das Vollenden der Tora zwei Stunden lang hinzieht.

Währenddessen strömen immer mehr Menschen herbei, unterhalten sich in Englisch, Hebräisch und Russisch, wenige in Deutsch. Frauen und Männer begrüßen

sich, Kinder spielen, lachen, schreien, schlafen auf den Armen ihrer Mütter oder Väter.

Mein Gesprächspartner zeigt auf eine Familie, die gerade den Raum betritt und sagt: „Diese Familie ist aus der Ukraine. Zu uns kommen alle, wir sind hier eine Gemeinde.“ Im Hintergrund läuft moderne israelische Musik. Die Torarollen werden nun in ein Samtgewand gerollt, unter Zu-

*Die Torarollen werden in ein Samtgewand gerollt und unter Zurufen hochgehalten.*

rufen hochgehalten und zum Ausgang getragen. Auf dem Arm eines Rabbiners und beschirmt von einem Baldachin prozessiert die ummantelte Schriftrolle jetzt durch die anliegende Straße, umringt von weiteren Rabbinern, die dazu singen und tanzen, sich

um die Schulter fassen, im Kreis drehen und in die Höhe hüpfen. Einige kleine Jungen führen den Prozessionszug mit Fackeln an, die mitlaufenden Besucher klatschen dazu.

Wieder im Gebetshaus angelangt, erfolgt die zeremonielle Einweihung, bei der die alten Torarollen symbolisch die neue begrüßen. Wieder tanzen die Männer im Kreis, sie springen und singen, immer schneller, immer höher, die Torarollen tanzen mit. Im Nachbarräum haben sich die Frauen und Kinder versammelt, essen Kuchen, plaudern, schauen den Männern beim Tanzen zu und klatschen, bis eine Frau die anderen Frauen an den Händen fasst und sich auch hier ein tanzender Reigen bildet. Nach einer Bonbonschlacht der Kinder wird die Zeremonie mit einem großen Festmahl beendet.

### Getragen wie eine Königin

Eine Prozession tanzender und singender Rabbiner auf der Straße – ein seltenes Bild der Berliner Juden, die sich sonst, meist streng bewacht auf Hinterhöfen und hinter Synagogenmauern versammeln. Doch wer sind die jüdischen Frauen, Männer und Kinder, die eine Schriftrolle wie eine Königin durch die Straße tragen und freudig begrüßen? Es handelt sich dabei um Mitglieder der orthodoxen und mystisch ausgerichteten Chabad-Lubawitsch-Bewegung. Ihre Anhänger werden weltweit auf 200 000 geschätzt. Sie gehören zu den international einflussreichsten jüdischen Gruppen und sind in über 100 Ländern aktiv, während sich ihre Zentrale in New York befindet. In Deutschland existieren etwa 70 Gemeinden.

Der Name selbst ergibt sich aus Chabad, einem hebräischen Akronym der drei göttlichen Attribute *Chochma*-Weisheit, *Bina*-Vernunft und *Da'at*-Wissen, und Lubawitsch ist abgeleitet von dem russischen Dorf Ljubawitschi (heute Oblast Smolensk), einst Hauptzentrum der Bewegung. Der osteuropäischen Gemeinschaft zugrunde liegt der Chassidismus (hebräisch: *hassidut*, Frömmigkeit), eine Frömmigkeit, die eher auf ekstatische und spontane Gottesverehrung als auf ein regelmäßiges Schriftstudium setzt. Unter dem Einfluss des Rebbe Baal Schem Tov und seines Schülers Dov Bär breitete sich der Chassidismus im 18. Jahrhundert in Litauen und Zentralpolen aus. Die Rebbe wanderten umher, predigten den Juden ein mystisches Verständnis der Tora und ermunterten sie

zu einem fröhlichen, ekstatischen Lobpreis Gottes, der sich in Liedern und Tänzen ausdrückt. Aus ihrer Schülerschaft entwickelte sich die Chabad-Bewegung mit einer Dynastie von sieben Rebbe, die ihr Amt an den Sohn, Schwiegersohn, Neffen oder Enkel weitergaben und ihren Hauptsitz in Ljubawitschi hatten. Mit der Flucht des sechsten Rebbe, Yossef Yitzak Schneerson (1880–1950) nach New York endete 1915 die Lubawitscher Zeit, und Hauptsitz ist seitdem der Eastern Parkway 770/Crown Heights in Brooklyn. Siebenter Rebbe wurde hier 1951 Schneersons Schwiegersohn Menachem Mendelsohn Schneerson (1902–1994). Dieser erlangte weltweite Berühmtheit mit nächtlichen Empfängen von Besuchern, die mit persönlichen Anliegen zu ihm kamen und denen er mit einem Rat oder Segen half. Auch sandte er tausende Rabbiner und ihre Frauen als Paare (*Schluchim*) in andere Länder, um „Jüdischkeit“ in die Welt zu tragen. Für sein Engagement in Bezug auf Bildung, Moral und Wohltätigkeit erntete Schneerson außerhalb jüdischer Gemeinden so hohe Anerkennung, dass ihm 1994 der US-amerikanische Kongress die Congressional Gold Medal verlieh. Schneersons Vorträge zum Judentum werden heute weltweit zur täglichen Erbauung im Internet verschickt. Sein Grab in New York gilt als Heiliger Ort (*Ohel*), an dem die Pilger Briefe mit ihren Bitten niederlegen und immer noch auf seine Hilfe hoffen.

Die Lehren Menachem Mendelsohn Schneersons haben höchste Priorität bei den Lubawitschern, und 10 Gebote (*Mitzwot*), die er in einer Kampagne ausrief, bilden bis heute deren Verhaltenskodex: Im ersten bis dritten Gebot ist davon die Rede, wie der Mensch mit zahlreichen Zeremonien sein Haus heiligen und als Tempel Gottes behandeln soll. Zur Erinnerung an den Feiertag der Woche rät Schneerson allen Mädchen und Frauen, die Schabbatkerzen anzuzünden. Zum Zeichen des Bundes mit Gott sollen Männer sich zum Morgenbet *Tefilin* (Lederboxen mit Heiligen Versen) an Kopf und Oberarm binden. Und zur Heiligkeit des Hauses empfiehlt der Rebbe das Anbringen einer Mesusa, einer Schatulle mit einem Segensspruch, am Eingang der Haustür. Denn: „Eine Tür ist ein Durchgang von einem Gebiet zum anderen. Die Mesusa ist das Manuskript für diesen Durchgang.“

Im vierten und sechsten Gebot legt Schneerson den Juden nahe, viele jüdische

Bücher zu besitzen, mindestens aber die Tora, den Talmud (Kommentar zu 613 Geboten der Tora) und den Siddur, das Gebetbuch. Als Basiswerk für Chabad-Juden empfahl er das Buch *Tanja*, das vom ersten Rebbe Schneur Zalman verfasst wurde und auf der Basis jüdischer Mystik die Verbindung zwischen Gott und Seele erklärt. Im siebten Gebot geht es um die rituelle Reinheit (*Kaschrut*). Im Judentum

*Alle rituellen Waschungen werden als spirituelle Erneuerung angesehen.*

Teil des Gesetzes, erfährt sie bei den Chabadniks zudem eine mystische Dimension. So werden alle rituellen Waschungen, sei es das Händewaschen vor dem Essen oder das Tauchbad in der Mikwe, als spirituelle Erneuerung gesehen. In seinem siebten Gebot empfiehlt der Rebbe, sich ausnahmslos koscher zu ernähren, damit die Gesundheit an Leib und Seele erhalten bleibt und das Judentum Teil der eigenen Existenz wird. Mit dem Segen über die Speisen erhöht der Mensch die Nahrungsaufnahme außerdem zu einer göttlichen Erfahrung.

### Ehe mit göttlichem Status

Die *Abawat Jisrael*, die Liebe zum Mit-Juden, erklärte Schneerson zum achten Gebot. In diese Rubrik fällt auch die *Zedaka*, das fünfte Gebot der Wohltätigkeit und Gerechtigkeit. Danach sollte jeder regelmäßig mit großzügigen Geldspenden zu einer gerechten Verteilung in der Welt beitragen. Im neunten und zehnten Gebot ermutigt schließlich Schneerson Menschen jüdischer Herkunft, den Familienalltag nach jüdischen Gesetzen zu leben. Das betrifft die Kindererziehung wie die Ehe. Kinder sind ein Segen, die meisten Chabad-Familien haben sechs bis zehn. Sie sollten eine jüdische Ausbildung genießen. Paare sollten eine jüdische Ehe führen, damit diese einen göttlichen Status erhält.

Im Unterschied zu anderen jüdischen Traditionen geht es den Chabad-Gläubigen um das Verstehen der inneren Dimension der Tora. Ihrem Menschenbild zufolge gehört der Mensch mit seinem Körper zur materiellen und mit seiner Seele zur himmlischen Welt. Die Seele, welche ewig als Funke des unendlichen göttlichen Lichtes (*Or Ein Sof*) existiert, wird in einen

Körper geboren mit dem Auftrag, Fehler aus vergangenen Leben zu korrigieren und bestimmte Aufgaben zu erfüllen, bis sie sich vervollkommen hat. Dieser Glaube an eine stufenweise Wanderung der Seele (*Gilgul*) kann dazu dienen, sich individuelle Lebenssituationen zu erklären.

Ein Hauptanliegen der Chabad-Bewegung ist die Vorbereitung auf das Erscheinen des Messias, eines Königs von Israel, der den Tempel in Jerusalem wieder aufbauen wird. Chabad-Anhänger sollten während

*Chabad-Häuser sind von morgens bis spät in die Nacht geöffnet.*

ihres Daseins alles daransetzen, mit dem Halten der jüdischen Gebote an einer besseren Welt mitzuwirken, um das Kommen des Messias zu beschleunigen.

Mit ihren Gebetshäusern grenzen Chabad-Juden sich von den Synagogen ab, die ihrer Meinung nach die Liturgien christlicher Gottesdienste adaptieren. Chabad-Häuser sind täglich von morgens bis spät in die Nacht geöffnet und laden die Gläubigen ein, sich jederzeit dort aufzuhalten, Gott zu preisen, sich auszutauschen und Heilige Schriften zu studieren. Die Atmosphäre ist offen und familiär. Während Erwachsene beten, flitzen Kinder durch die Räume. Frauen und Männer

sitzen getrennt, essen aber anschließend gemeinsam. Der wöchentliche Schabbat, der am Freitagabend beginnt und am Samstagabend endet, ist ein wahrer Feiertag. Zwei Gottesdienste finden statt, am Freitagabend und am Samstagvormittag. Festlich begangen wird auch der Kiddusch, das gemeinsame Essen danach. Gäste aus Israel, Einwanderer aus Russland, Geflüchtete aus der Ukraine, Touristen aus New York sitzen dann gemeinsam an einer langen Tafel und plaudern angeregt bei einem Drei-Gänge-Menü mit osteuropäischen und orientalischen Speisen. Dann stimmt der Rabbiner ein Lied an, und die Gäste singen mit, klatschen in die Hände oder klopfen im Takt auf den Tisch. Es wird Wodka und Wein eingeschenkt, gegessen und getrunken und Gott gelobt in der sie alle vereinigenden Sprache: Hebräisch.

Seit Menachem Mendel Schneerson gehen tausende junge Rabbiner mit ihren Frauen als Gesandte (*Schluchim*) in die Welt, um säkulare oder liberale Juden zu ermuntern, mehr „Jüdischkeit“ in einer nichtjüdischen Umgebung zu praktizieren. Sie gründen Chabad-Zentren in den entlegensten Gegenden, sei es in Alaska, China, Ghana oder Bahrain. Während der Rabbiner die rituellen Aufgaben innehat, leitet dessen Frau den Religionsunterricht für Kinder und bietet Kurse an für die Frauen der Gemeinde. So gelang es den Lubawitschern, für weltweite Präsenz

zu sorgen. Auch in Deutschland ziehen Chabadfamilien jedes Jahr im Dezember die Aufmerksamkeit auf sich, wenn sie in Städten zu den Chanukkafeiertagen hohe Chanukkaleuchter aufstellen, sieben Tage lang bei Sonnenuntergang die Lichter zünden und dazu hebräische Lieder singen, so vor dem Brandenburger Tor in Berlin.

Mit reichhaltigen Schabbat-Mahlzeiten und Mizwot-Kampagnen werben Chabadanhänger damit, den Juden verschiedener Richtungen eine religiöse Heimat zu bieten. Damit alte Gesetze zu einem leicht anwendbaren Lifestyle werden, informieren Kurse, Bücher und Onlineinformationen, wie man die Küche kosher hält, den Kindern spielerisch jüdische Traditionen vermittelt oder eine jüdische Ehe führt. Auch karitatives Engagement zeigen die Lubawitscher mit eigenen Wohltätigkeitsverbänden, die den Menschen in Krisengebieten bei Versorgung, Flucht oder Aufnahme helfen.

## Beharrlichkeit und Charisma

Chabad-Juden pflegten seit Gründung der Bewegung gute Beziehungen zu Regierungsvertretern eines Landes und genossen deshalb meist auch deren Wohlwollen und finanzielle Unterstützung. Dies ist bis heute so geblieben. Sie treten als Repräsentanten eines zwar konservativen, aber doch welt-offenen Judentums auf. Vielleicht sind es gerade die Beharrlichkeit und das Charisma so vieler Chabad-Rabbiner, mit denen es der Bewegung gelingt, Menschen zu überzeugen und weltweit Fuß zu fassen.

Das Engagement der Lubawitscher sorgt aber nicht nur für den eigenen Erfolg, sondern auch für Kritik säkularer, liberaler, ja auch orthodoxer jüdischer Vereine. Als Grund wird oft die Vereinnahmung anderer Gemeinden angegeben. Einige jüdische Richtungen werfen den Chabadniks Personenkult der Rebben vor, der Zentralrat der Juden wiederum bemängelt deren unwissenschaftliche und an der Mystik orientierte Rabbinerausbildung. Diese Kritikpunkte mögen ihre Berechtigung haben. Von außen betrachtet, kommt mit den Chabad-Anhängern aber erstmalig etwas zum Tragen, was im Judentum außerhalb Israels lange verborgen blieb: nämlich die Unterstützung einer selbstbewussten jüdischen Alltagspraxis in einer nichtjüdischen Mehrheitsgesellschaft sowie die Sichtbarkeit jüdischer Volksfrömmigkeit auf der Straße. ▽



# Wir brauchen Träume und Visionen

Mit neuer Musik und dem Respekt vor dieser Kunst kann die Kirche sich wieder erneuern

PATRICK DEHM

Vor 50 Jahren habe ich als Schüler einer kirchlichen Schule neue Lieder im Gottesdienst entdeckt. Es waren die Lieder von Piet Janssens, Wilhelm Willms und auch Gospels. Der Gottesdienst wurde für mich zu einem bewegenden Erlebnis. Die Lieder waren das „Highlight“. Sie haben von dem gesungen, was mich bewegt und begeistert hat. „Die Sache Jesu braucht Begeisterte, er macht uns frei, damit wir einander befreien“; „Das könnte den Herren der Welt ja so passen, wenn erst nach dem Tode Gerechtigkeit käme“, „Entdeck bei dir, entdeck bei mir den ersten Schritt, der weiterführt, den ersten Schritt zum Leben“. Es waren Lieder, die mit Leidenschaft das Leben suchten, die das Politische und das Therapeutische mit dem Glauben verwoben.

Die Faszination für die Rhythmen und Texte hat nie wieder wirklich nachgelassen. Beruflich habe ich mich dann mit christlicher Populärmusik beschäftigen können. Da merkte ich, dass diese Lieder nicht richtig Einzug gehalten haben in die Liturgie.

Ich nehme wahr, dass die Kirche(n) als Mütter der Künste aus der Gleichgültigkeit nicht herausgekommen sind. Lieder im Gottesdienst werden oft als „Unterbrechung“ gesehen und nicht als Verdichtung von Botschaften. Selten findet sich in den Kirchen jene Überzeugung, die in der Musik einen unverzichtbaren Partner der Verkündigung sieht. Auch die Kirchenräume haben bis heute keinen Platz für eine Band, sie sind immer „unplatziert“ im Gottesdienstraum. Das Neue Geistliche Lied (NGL) wird mancherorts immer noch als „Störfall“ in der Liturgie erlebt.

Es scheint mir auch das allgemeine religiöse Wissen zu versiegen, das in aller Kirchenmusik deren substanzielle Vielschichtigkeit und Bedeutung zu erkennen vermag. Die christliche Populärkirchenmusik ist vielerorts auf dem Niveau des Straßenfußballes. Die Liturgen billigen dieser

Musik Amateurstatus zu. Es gibt wenig Förderung, Ausbildung, Weiterentwicklung und Geld.

Wir brauchen Kirchen, die Orte sind, in denen eine neugierige und offene Zuhörerschaft anzutreffen ist. Doch zu oft erlebe ich die Kirche als Ort der Bestätigung und der Festigung von Altbekanntem. Es ist sicher schwer, dass das Neue, das Experimentelle, das noch nicht Etablierte im Rahmen einer Intuition stattfindet, die auf das Bewahren, auf Tradition und auf Rituale ausgerichtet ist. Wir sollten meinen, das NGL, die Populärkirchenmusik, sei mit den Jahren erwachsen geworden. Dies sollte sich auch in den kirchlichen Strukturen abbilden, doch leider ist dem nicht so.

Wenn ich als Gemeindeglied nichts mehr mit lateinischer Sprache, mit klassischer Musik zu tun habe, dann finde ich mich in einem Gottesdienst nicht mehr wieder. Viele suchen Musik mit einer Sprache, auch der Musiksprache, die eine heutige ist. Das NGL ist heute genauso vielfältig, wie es die Dichter\*innen und Komponisten\*innen, die Gläubigen und Kirchengemeinden sind.

Es braucht mehr Mut, sich überhaupt an Populärmusik heranzutrauen. Dazu müssen sich die Liturgen auch von „immer gleichen“ lösen. Angesichts des knappen Personals in den Kirchen braucht es Gemeinden, die auch ohne Priester und Pfarrer\*innen Gottesdienste auf die Beine stellen. Ein Chor, eine Band und die musikalischen Kräfte einer Gemeinde können sich zusammenfinden, um eine moderne Vesper, einen Evensong oder eine Komplet zu gestalten, und das alles mit ihrem Repertoire, mit ihren Ressourcen und mit ihren Begabungen.

Auch nach 50 Jahren NGL brauchen wir Träume und Visionen. Wo immer Menschen aufhören zu träumen, kommt es zu Stillstand. Wir sind dann in unserem subjektiven Handeln so sehr gefangen, dass es nicht weitergeht. Mit neuer Musik und dem Respekt vor dieser Kunst kann die Kirche sich wieder erneuern. In der Fülle der neuen Lieder gibt es einen großen Schatz an schlichtem, aber kunstvollem NGL, das allen kirchlichen Ansprüchen genügt.

Im NGL finden sich Lieder mit einer stilistischen Vielfalt, die mit der gesamten Gemeinde in Gottesdiensten und anderen Gemeindeveranstaltungen gesungen werden können. Wir benötigen immerfort Texte und Lieder, die das Evangelium in eine neue kulturelle Wirklichkeit übersetzen. Um diesen Schatz zu heben, braucht es sachkundige Kirchenmusiker\*innen und Liturg\*innen mit einem geschulten Blick für niveauvolle Kompositionen mit geeigneten Texten.

Die Kirchen müssen die strukturelle Voraussetzung schaffen, dass diese Musik es vom Straßenfußball mindestens in die Regionalliga schafft. Dazu brauchen Bands einen Platz und Technik im Gottesdienstraum, Chöre zeitgemäße Noten, Musiker\*innen Ausbildungsmöglichkeiten in Populärmusik sowie die Kirchengemeinden ein Mitspracherecht bei der Liedauswahl.

Dann haben wir Musik im Gottesdienst, die einen Bezug zu den Menschen hat, die begeistert, berührt, aktiviert und wach macht. ▽



Foto: privat

**Die Gemeinden sollten sich beherzt an Populärmusik herantrauen.**

Patrick Dehm ist Theologe, Verleger, Vorsitzender des Ökumenischen Vereins inTAKT e. V. zur Förderung des Neuen Geistlichen Liedes (NGL), und von Kunst sowie Vorstandsmitglied des Verbandes für Christliche Populärmusik in den Diözesen Deutschlands (VCPD).

# Gottes Sehnsucht

JÜRGEN KAISER

## Hartnäckige Zeugen

VORLETZTER SONNTAG DES  
KIRCHENJAHRES, 13. NOVEMBER

**Doch wenn der Menschensohn  
kommen wird, wird er  
dann Glauben finden auf Erden?  
(Lukas 18,8)**

Die Geschichte hat gezeigt, dass der Menschensohn nur wenig Glauben gefunden hat. Damals und heute. Denn es sind immer nur Wenige gewesen, bei denen es gezündet hat. Und für die Christengemeinde um den Evangelisten Lukas war das noch viel existenzieller als für uns heute. Denn die Gemeindeglieder warteten darauf, dass der Herr noch zu ihren Lebzeiten wiederkommen wird. Aber die ersten Christen waren bereits gestorben. Und so erlahmte der erste Glaubensschwung der Gemeinde. Und Lukas schrieb ihr die Geschichte vom Richter und der unbeugsamen Witwe.

Frauen waren damals rechtlos, Witwen noch viel mehr. Sie hatten keine Chance. Die Witwe in der Erzählung von Jesus auch nicht. Aber sie war unbeugsam und blieb hartnäckig. Und das zahlte sich am Schluss aus. Denn der Richter verschaffte ihr Recht.

Diese Hartnäckigkeit – so Jesus – sollen Christen auch haben. Gebt den Glauben nicht auf, auch wenn das tägliche Erleben dagegenspricht, das will Lukas vermitteln.

In einer Umfrage, die das Meinungsforschungsinstitut Forsa im Juli 2021 zum Ansehen von Berufsgruppen veröffentlichte, belegen Feuerwehrleute, Pfleger und Ärzte die ersten drei Plätze. Pfarrerrinnen und Pfarrer tauchen in der Tabelle dagegen gar nicht erst auf. In einer säkularisierten Gesellschaft spielen die Kirchen schließlich immer weniger eine wichtige Rolle. Und damit auch das von ihnen organisierte Christentum. Aber statt nun auf die böse Welt zu schimpfen, sollten Kirchenleute danach suchen, wodurch die Kirchen selbst dem Glauben im

Wege stehen. Und bei den Gründen wird man in jedem Zeitalter fündig.

Umso mehr kommt es auf die Mitglieder der Kirche an, wie sie ihren Glauben leben und sich in die Gesellschaft einbringen, in der Familie, der Nachbarschaft, der bürgerlichen Gemeinde, in der Politik. Wenn Christen durch ihre Lebensweise ihren Glauben bezeugen und begründen können, warum sie dieses tun und jenes lassen – dann wird so auch der Menschensohn bezeugt.

Denn irgendwie sind wir Christen das Papier, auf dem die Mitmenschen lesen können, was Gott will und geschehen lässt. Auch wenn wir manchmal nur schlechtes Papier sind, Jesus macht uns im Schreiben des Lukas Mut, nicht aufzuhören, nicht zu verzagen, sondern es immer wieder neu zu versuchen.

## Lust am Spekulieren

TOTENSONNTAG, 20. NOVEMBER

**Seht euch vor, wachtet! Denn ihr  
wisst nicht, wann die Zeit da ist.  
(Markus 13,33)**

Die ersten Christengemeinden hatten ein existenzielles Problem. Mitglieder waren gestorben, aber der Herr noch nicht wiedergekommen. Daraufhin fielen einige vom Glauben ab, und viele wankten. Der Evangelist Markus greift das Problem auf und verkündet, der Herr habe das Problem kommen sehen. Darum seine Abschiedsreden, darum der Ruf nach Wachsamkeit. Dass der Herr wiederkommen wird, ist klar. Aber wann wird das geschehen? Darüber zu spekulieren ist verboten. Auch wenn sich Fragen aufdrängen: Wann kommt der Herr? Wie kommt der Herr? Ist man selbst mit dabei? Und wo hält man sich als Toter bis

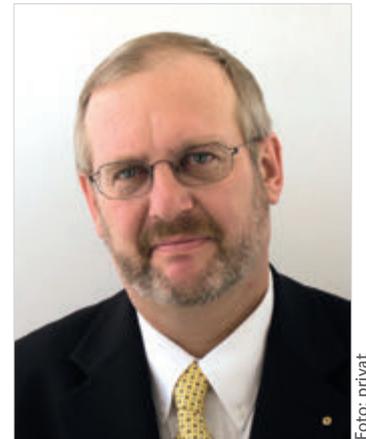


Foto: privat

Jürgen Kaiser,  
Pfarrer i. R. in Stuttgart

zur Wiederkunft des Herrn auf? Auf diese Fragen wurden immer wieder Antworten gegeben. Eine lautete: Der Mensch hat eine göttliche Seele. So war der Mensch schon zu Lebzeiten irgendwie im Himmel. Andere haben die hellenistische Unterscheidung zwischen Körper und Geist aufgegriffen: Der Körper vergeht, der unsterbliche Geist aber bleibt, steigt als Geist oder Seele zum Himmel auf und wartet dort auf das Jüngste Gericht.

In der Alten Kirche, der Kirche der ersten fünf Jahrhunderte, gab es viele solcher Spekulationen. Und so entwickelten sich zahlreiche Lehren, deren Anhänger drauf und dran waren, eigene Kirchen zu gründen. Und so ist die Geschichte der Alten Kirche geprägt von immer neuen Synoden, die beschlossen und klarstellten, was in der Kirche gilt und was nicht. Nebenbei gesagt: Bei dieser Entwicklung spielte ein Bischof von Rom keine Rolle.

Die erwähnten Spekulationen sind interessant, haben aber mit Jesus nichts zu tun. Auch nicht die überaus schlaun Berechnungen des württembergischen Pietisten Albrecht Bengel (1687–1752). Er meinte 1740, am 18. Juni 1836 beginne das erste von zweimal tausend Jahren, bevor das Jüngste Gericht gehalten wird. Seine Anhänger aber übersprangen die zweitausend Jahre und nannten gleich den 18. Juni 1836 als Termin des Weltuntergangs und des Beginns des Jüngsten Gerichts.

Diese Spekulation hatte fatalen Folgen: Nicht wenige fromme Schwaben verkauften Hab und Gut und zogen in einem großen Auswanderungsstrom so weit nach Osten, wie es damals überhaupt ging – in den Kaukasus. Denn weil die Sonne im Osten

aufgeht, war er der Ort, um gleich beim Beginn des Jüngsten Gerichts dabei zu sein. Andere Pietisten blieben zwar im Land, aber sie verkauften ebenfalls alles, was sie besaßen, und verschenkten den Erlös, um als Arme dem Erlöser zu begegnen. Als die Spekulation sich am 18. Juni 1836 um Mitternacht als falsch erwies, dürfte eine Schockwelle durchs fromme Deutschland gerollt sein.

Man kann es drehen und wenden, wie man will: Der Herr versagt sich allen Spekulationen. Zugleich macht er aber klar: Der Tag und die Stunde wird kommen. Also bleibt bereit. Lebt bis dahin Euren Glauben, und verlasst Euch darauf, dass Ihr in der Hand des Herrn seid, im Leben, im Sterben und – im Jüngsten Gericht!

## Leicht katholisch

### 1. ADVENT, 27. NOVEMBER

**Ich kenne deine Werke, dass du weder kalt noch warm bist. Ach, dass du kalt oder warm wärest! Weil du aber lau bist und weder warm noch kalt, werde ich dich ausspeien aus meinem Munde. Du sprichst: Ich bin reich und habe mehr als genug und brauche nichts! und weißt nicht, dass du elend und jämmerlich bist, arm, blind und bloß. (Offenbarung 3,15–17)**

Türkeiurlauben kennen Pamukkale mit seinen heißen Kalksinterterrassen. Im Tal davor lag Laodizea, das die Johannesoffenbarung erwähnt. Es war eine Stadt der Bankiers, Goldschmiede und Färber. Letztere produzierten Gewänder aus Purpur. Und die Goldschmiede schufen kleine Götterstatuen, die die Pilger erwarben, um sie in den Becken von Hierapolis (Pamukkale) zu versenken, aus dessen Wasser eine Augensalbe gegen den Grauen Star angerührt wurde.

Im Jahr 61 vor Christus zerstörte ein Erdbeben mit der Stadt auch die Bank-

gebäude und Handelshöfe. Aus Rom wurde Hilfe zugesagt. Aber die Laodizeaer lehnten dankend ab; sie seien so reich und könnten sich selbst helfen.

Dieses Selbstverständnis der Bürger hatte sich auch auf die christliche Gemeinde übertragen. Da fuhr der Prediger Johannes mit seiner Apokalypse dazwischen. Die Gemeinde bekam schriftlich eine schallende Ohrfeige. „Lau“ sei sie in ihrem Reichtum, also langweilig. Mehr noch, die Stadt der Augenheilkunde sei „blind“, arm statt reich, nackt statt in Purpur gewandet.

Die Christen von Laodizea hatten es sich auf dem Sofa gemütlich gemacht. Da verkündet der Herr selbst dem „Engel“, dem Gemeindevorsteher: Wer Christus nachfolgen will, hat sich an den Armen, Benachteiligten, Fremden, Flüchtlingen, Kranken und Verstoßenen auszurichten. Das ist der Maßstab und nicht die Ruhe auf einem christlichen Sofa.

Solch eine Gardinenpredigt, die Christen aufscheucht und „aus dem Schlaf der Sicherheit“ reißt, ist immer wieder notwendig. Sie hält uns seit den Zeiten des Johannes einen Spiegel vor. Auch manches in unseren Gemeinden erinnert an das Liegen auf einem bürgerlich-christlichen Sofa bei gleichzeitigem Jammern auf hohem Niveau. Ohne sich dabei an die Wurzeln des christlichen Glaubens zu erinnern.

Genau dazu ruft Prediger Johannes auf und wird dabei bereits leicht katholisch: „An ihren Werken sollt ihr sie erkennen!“ Als ob diese allein ein Zeichen des Glaubens wären. Da ist die Botschaft des Paulus bereits Vergangenheit. Aber ohne die Gnade des Herrn können wir nicht einmal glauben. Die Werke allein sind es nicht. Also festigt Euren Glauben. Damit Werke daraus werden. An beidem aber lasst nicht nach.

## Lieder im Wirtshaus

### 2. ADVENT, 4. DEZEMBER

**Wie eine Rose unter den Dornen, so ist meine Freundin unter den Mädchen. ... Da ist die Stimme meines Freundes! Siehe, er kommt und hüpf über**

**die Berge und springt über die Hügel. Mein Freund gleicht einer Gazelle oder einem jungen Hirsch. Siehe, er steht hinter unsrer Wand und sieht durchs Fenster und blickt durchs Gitter. (Hohelied 2,2 und 8–9)**

Beim „Hohelied“ handelt es sich nicht um einen geistlichen Gesang. Vielmehr wurden die Lieder aus dem Buch „Hohelied“ noch im 2. Jahrhundert nach Christus in jüdischen Gasthäusern des Mittelmeerraums gesungen. Erst dann nahmen sich jüdische Theologen dieser Liebeslieder an und interpretierten sie als Ausdruck der Liebe zwischen Gott und seinem Volk. Dem folgten die christlichen Theologen und interpretierten die Liebeslieder als Ausdruck der Beziehung zwischen Gott und der Kirche (so Hippolyt) oder zwischen Gott und der frommen Seele (so Origenes) oder gleich als Beziehung zwischen Gott und der Jungfrau Maria (so Ambrosius von Mailand). Und Bernhard von Clairvaux, einer der Väter der Kreuzzüge, konnte darüber herzerreißend predigen.

Wer der Meinung ist, der christliche Glaube sei asketisch und lehne die Erotik ab, sollte diese Lieder lesen. Sie haben den Weg in die Bibel gefunden, weil es immer wieder Menschen gab, die bekannten: Besser kann man das Verhältnis zwischen Gott und den Menschen nicht ausdrücken als in erotischen Liebesliedern.

Wendet man diese Lieder auf das Verhältnis zwischen Gott und dem Menschen an, hört und liest man ein Bekenntnis Gottes: „Ich sehne mich nach Dir, Mensch!“ Und Gott verwirklicht diese Sehnsucht an Weihnachten. Deshalb passt dieser Text zum Advent, wenn Christen sich auf die Ankunft Gottes vorbereiten.

Aber da gibt es ein Problem: Zwischen den Liebenden besteht eine Mauer. In der Regel traut sich der Mensch nicht hinter der Mauer hervor. Das kann eine des Misstrauens sein, aber eine Begegnung mit Gott verändert alles. Oder eine Mauer der Faulheit. Das Sofa des bürgerlichen Christentums ist halt sehr bequem. Oder eine Mauer der Furcht vor Neuem. Aber Gott ist ein Freund, dessen Liebe keine bisherige Gewissheit bestehen lässt. Denn die Liebe ist schon immer ein Abenteuer gewesen. ◀

# Poetin, Pädagogin, Netzwerkerin

Über den Beitrag von Frauen zur Theologie der Frühen Neuzeit

ANDREA HOFMANN

**Frauen wie Männer leisteten im 16. Jahrhundert ihren Beitrag zur evangelischen Theologie. Doch wie genau trugen Frauen zur Frömmigkeit bei? Andrea Hofmann, Kirchenhistorikerin an der Humboldt-Universität zu Berlin, gibt einen Überblick.**

Martin Luther in Wittenberg, Huldrych Zwingli in Zürich, Martin Bucer in Straßburg und Johannes Calvin in Genf – sie sind die großen Impulsgeber und Wegbereiter der Reformation. Ohne sie wäre es im 16. Jahrhundert nicht zu den großen theologischen, politischen und gesellschaftlichen Umwälzungen gekommen, die Europa und die Welt bis heute prägen. Zugleich stehen sie nur exemplarisch für eine ganze Bewegung, die auf die Schultern zahlreicher Menschen verteilt war und von diesen getragen wurde. An unterschiedlichen Orten in ganz Europa waren zahlreiche Männer und Frauen an der Einführung, Etablierung und Weiterführung der Reformation beteiligt. Die Rolle der Männer ist dabei etwas besser erforscht als die Rolle der Frauen. Wer waren eigentlich Akteurinnen der Reformationszeit und auf welche Art und Weise trugen sie zur Theologie und Frömmigkeit in der Frühen Neuzeit bei?

Drei Frauen – eine Poetin, eine Netzwerkerin und eine Pädagogin – und ihr jeweiliges Engagement zeigen beispielhaft, welchen Beitrag Frauen zur Theologie der Frühen Neuzeit leisteten.

Die Poetin: 1523/24 begann Martin Luther, deutschsprachige geistliche Lieder zu dichten, die bei Hausandachten und in Gottesdiensten gesungen werden sollten. Für Luther war der Gesang ein wichtiges Mittel zur Verkündigung des Evangeliums. Die Reformation wird gern als Singbewegung bezeichnet – durch die Lieder wurden reformatorische Ideen weiten Kreisen der Bevölkerung über regionale Grenzen hinweg zugänglich gemacht. Von Anfang an waren an diesem Prozess auch Frauen beteiligt. Eines der ältesten Lieder der Reformationszeit – „Herr Christ, der einig Gotts Sohn“ – steht bis heute im Evangelischen Gesangbuch unter den Epiphaniaslern (EG 67). 1524 wurde dieses Lied zum ersten Mal in einem Gesangbuch abgedruckt. Die Dichterin ist Elisabeth Cruciger (circa 1500–1535), eine gute Freundin der Familie Luther in Wittenberg. Ähnlich wie Luthers Gattin Katharina von Bora war sie als Kind in ein Kloster gegeben worden, das sie 1522 verließ. Sie kam nach Wittenberg und heiratete dort den Theologieprofessor Caspar Cruciger.

Die Melodie des Liedes übernahm Elisabeth Cruciger vermutlich von einem zeitgenössischen weltlichen Lied und bearbeitete sie weiter. Der Text ist ein Bekenntnis zu Christus als wahren Mensch und wahren Gott. An einigen Stellen lässt das Lied eine tiefe Christusfrömmigkeit erkennen, die vermutlich auf mystische Traditionen zurückgeht, die Cruciger im Kloster kennengelernt haben könnte. Beispielhaft

lässt sich das anhand der ersten Strophe des Liedes zeigen:

*„Herr Christ, der einig Gotts Sohn,  
Vaters in Ewigkeit,  
aus seim Herzen entsprossen,  
gleichwie geschrieben steht,  
er ist der Morgensterne,  
sein Glänzen streckt er ferne  
vor andern Sternen klar“*

Christus erscheint als der eingeborene Sohn Gottes und wird von Cruciger mit dem Bild des Morgensterns verbunden, der Licht in die Dunkelheit bringt.

Die dritte Strophe bittet darum, dass die Menschen in der Liebe zunehmen. Cruciger stellt in dieser Strophe den Glauben – ein zentrales Motiv der Reformationszeit – in den Vordergrund. Der Akt des Glaubens wird als ein sinnliches Erlebnis beschrieben:

*„Lass uns in deiner Liebe  
Und Kenntnis nehmen zu,  
dass wir am Glauben bleiben,  
dir dienen im Geist so,  
dass wir hier mögen schmecken  
dein Süßigkeit im Herzen  
und dürsten stets nach dir.“*

Crucigers Lied steht seit 1524 bis heute in fast jedem evangelisch-lutherischen Gesangbuch. Es ist ein Beispiel für die frühe Liedkultur der Reformationszeit, die entscheidend zur Ausbildung lutherischer Identität beigetragen hat – und die



eben nicht nur durch männliche Dichter geprägt ist.

Die Netzwerkerin: Margaretha Blarer (1494–1541) wurde 1494 als Tochter eines Konstanzer Patriziers geboren. Ihre Brüder Ambrosius und Thomas spielten eine entscheidende Rolle bei der Einführung der Reformation in Konstanz und über Konstanz hinaus im Herzogtum Württemberg.

Margaretha Blarer heiratete nicht und gründete keine eigene Familie. Ihr Leben lang kümmerte sie sich um Kranke, Waisenkinder und Familienangehörige. Zudem hatte sie eine für ihre Zeit außergewöhnliche Bildung genossen, so dass Erasmus von Rotterdam sie sogar als „Humanistin“ bezeichnete: Sie konnte Latein und hatte zumindest begonnen, Griechisch zu lernen.

Blarer korrespondierte mit zahlreichen Akteurinnen und Akteuren der deutschsprachigen Reformation. Ihre Brüder Ambrosius und Thomas, der Straßburger Reformator Martin Bucer und seine Frau Elisabeth, die Straßburger „Kirchenmutter“ Katharina Schütz Zell und der Zürcher Reformator Heinrich Bullinger gehörten zu ihren Brieffreundinnen und -freunden. Von Margaretha Blarer selbst sind heute keine Briefe mehr überliefert. Was sie geschrieben hat, muss aus den Briefen der anderen Personen erschlossen werden. Hier sind Bucers Briefe die wichtigste Quelle.

Bucer und Blarer hatten sich 1531 erstmals getroffen und pflegten seitdem einen freundschaftlichen, vertrauensvollen, oftmals auch durch Ironie geprägten Briefwechsel. Von Anfang an spielten Bucers Einigungsbemühungen zwischen schweizerischer, oberdeutscher und lutherischer Reformation, die er in den 1530er-Jahren vorantreiben wollte, eine wichtige Rolle in den Briefen. Seit dem Marburger Religionsgespräch 1529 und der Uneinigkeit in der Abendmahlsfrage war das Verhältnis

zwischen der Zürcher und der Wittenberger Reformation zerrüttet. Jetzt, nach der Gründung des Schmalkaldischen Bundes 1531 und angesichts der anlaufenden Reformation des Herzogtums Württemberg, schien es günstig, noch einmal über einen Neuanfang nachzudenken.

Bucer, der die Kontroversen um das Abendmahl als rein sprachliche Missverständnisse interpretierte, wollte alle reformatorischen Stände durch eine gemeinsame Konkordie vereinen. In diese Pläne weihte er Margaretha Blarer ein. Gegen Ende des Jahres 1534 wurden Bucers Briefe an Margaretha und ihren Bruder Thomas Blarer im Ton immer schärfer. Immer mehr schienen die Blarergeschwister der Schweizer Abendmahlslehre zuzuneigen. Sie lehnten Bucers Vermittlungsbemühungen rundweg ab und entwickelten ihm gegenüber großes Misstrauen. Auslöser dafür war, dass Bucer und Melancthon 1534 mit dem katholischen französischen König verhandelt hatten, der in Frankreich Reformen durchführen wollte. Die Blarergeschwister befürchteten, dass eine Annäherung an die Franzosen, verbunden mit der Einigung auf ein lutherisches Abendmahlsverständnis mit katholisch anmutenden Ritualen, letztlich eine Rückkehr zum alten Glauben bedeutete.

### Briefe als Quelle

Ein Brief Bucers vom 25. Juli 1535 lässt die Positionen erkennen, die Margaretha Blarer in der Auseinandersetzung vertrat. Hier zitierte Bucer nämlich aus einem Brief von Blarer und versuchte, ihre Argumente gegen ihn zu entkräften. Blarer warf Bucer vor, dass er sein Abendmahlsverständnis in den letzten Jahren massiv geändert habe. Sie kritisierte seine Einheitsbemühungen und außerdem seine wiederholten Aufforderungen, sich mit allen Ständen zu einem

Konzil zusammenzufinden: Schon in der Alten Kirche hätten Konzilien der Kirche nichts genutzt und auch die Kirchenväter, auf die sich Bucer berief, hätten mehr Schaden angerichtet, als hilfreich zu sein. Während Bucer mit allen Mitteln versuchte, eine Einheit herzustellen, wies Margaretha Blarer gerade darauf hin, dass eine erzwungene Einheit der Verkündigung des Evangeliums schaden müsse.

Bucers Briefe lassen erkennen, dass Margaretha Blarer auf Bucers Bitten, Treffen mit ihren Brüdern zu arrangieren oder zumindest vermittelnd zu reagieren, nicht einging. Eine gemeinsame Linie im Blick auf

*Die Rolle der Männer in der Reformation ist viel besser erforscht als die Rolle der Frauen.*

eine Abendmahlskonkordie wurde 1535/36 zwischen Bucer und den Konstanzern (sowie den Zürchern) nicht mehr gefunden. Dementsprechend gehörten die Konstanzer nicht zu den Unterzeichnern der Wittenberger Konkordie im Mai 1536. Bucer bat auch danach in seinen Briefen immer wieder um Treffen mit den Konstanzern, die Margaretha Blarer vermitteln sollte. Eine persönliche Begegnung fand jedoch nicht mehr statt. Bucers Briefe lassen erkennen, dass er vermutete, Margaretha Blarer habe diese Treffen bewusst verhindert.

Am Beispiel von Margaretha Blarer wird deutlich, wie sich gebildete Frauen als Brief- und Gesprächspartnerinnen an reformatorischen Kontroversen und Aushandlungsprozessen beteiligten und aktiv in diese Prozesse eingriffen. Frauen waren auf diese Weise in unterschiedliche Entwicklungen der Reformationszeit eingebunden, auch wenn dies oftmals nicht auf den ersten Blick zu erkennen ist.



Foto: Evangelische Frauen in Mitteldeutschland/  
Copyright: Mariana Lepodus

Die Pädagogin: Im Mittelalter hatten Mädchen vor allem dann eine schulische Bildung genossen, wenn sie frühzeitig in ein Kloster gegeben worden waren. Seit der Reformation sollten alle Kinder zumindest eine elementare Schulbildung erhalten. Mädchen sollten vor allem in ihrem Glauben bestärkt und befähigt werden, als Mutter die erste religiöse Erziehung der Kinder zu übernehmen. In Schulen durchliefen Mädchen zwar nicht den gleichen Bildungsweg wie Jungen, hatten aber immerhin die Möglichkeit, Lesen und Schreiben zu lernen. Außerdem erhielten sie eine Grundausbildung in Bibeldkunde und auch Musik spielte eine wich-

entlich seit frühester Kindheit kannten, konnten sie die Texte leichter auswendig lernen und die biblischen Inhalte mit Hilfe der Melodien besser memorieren.

1571 publizierte Heymair in dieser Form ihre Bereimung des Buches Jesus Sirach. Dieses Buch gehörte nach Luthers Auffassung zu den sogenannten Apokryphen des Alten Testaments, galt aber trotzdem als eine der Schriften, die neben Luthers Kleinem Katechismus geeignet für die Mädchenbildung sein sollten. Im 26. Kapitel des Buches Jesus Sirach geht es vor allem um Frauen und Eigenschaften, die ihnen zugeschrieben wurden, verbunden mit Handlungsempfehlungen für Frauen. Heymair orientierte sich bei ihrer Nachdichtung am Bibeltext und stellte die ideale Frau als freundlich, klug, verschwiegen und züchtig vor, Gott und ihrem Ehemann wohlgefällig. Sie übernahm damit Jesus Sirachs Frauenbild, das sie zugleich als Vorbild für Frauen der Gegenwart ansah – und bestätigte damit auch das unter anderem von Luther in dieser Zeit vertretene Frauenbild.

### Theologie für Kinder

Heymair ist ein Beispiel dafür, wie Theologie an Kinder, insbesondere an Mädchen, übermittelt wurde. In eigens verfasster Literatur konnten Frauen auf die religiöse und katechetische Erziehung der Kinder Einfluss nehmen und diesen reformatorische Glaubensinhalte, aber auch ethische und moralische Vorstellungen übermitteln.

Die drei vorgestellten Frauen gehören zu einer ganzen Reihe von Frauen, die durch ihre Schriften, Gedichte und Briefe Theologie und Frömmigkeit der Reformationszeit prägten. Elisabeth Cruciger gilt als eine der Pionierinnen der reformatorischen Kirchenlieddichtung, Margaretha Blarer war in einem Haushalt aufgewachsen, der ihr eine humanistische Bildung ermöglicht hatte, so dass sie in der Lage war, Bucers Überlegungen zu beurteilen und ihm gegenüber eine eigenständige Position zu beziehen. Magdalena Heymair steht schon für die Generation Frauen nach Cruciger und Heymair. Ihr Beispiel zeigt, wie durch katechetische Schriften und Lehrbücher, die von Frauen verfasst worden waren, die religiöse Erziehung von Kindern geprägt wurde.

Anhand der drei vorgestellten Frauen können drei Aktionsfelder von Frauen im Bereich der Theologie und Frömmigkeit der Reformationszeit umrissen werden. Durch

die Lieddichtung, aber auch durch die freie Dichtung, trugen Frauen zur Etablierung von Frömmigkeitspraktiken bei. Diese halfen dabei, Theologie für den Alltag fruchtbar zu machen und Frömmigkeitskulturen im Leben der Menschen zu verstetigen. Durch das Netzwerken – zum Beispiel durch das Schreiben von Briefen, aber auch durch die Publikation von theologischer Literatur – griffen Frauen in theologische Kontroversen ein und lenkten diese durch eigene Impulse. Die Frauen vertraten eigenständig ihre theologischen Positionen und beeinflussten dabei auch reformatorische Prozesse, indem sie an entscheidender Stelle interagierten.

Indem sie Lehrbücher und katechetische Schriften publizierten, trugen Frauen dazu bei, dass theologisches Gedankengut an Kinder und Jugendliche vermittelt wurde. Auch dies führte zu einer Etablierung reformatorischer Ideen in der Bevölkerung.

Deutlich wird am Beispiel aller drei Akteurinnen, dass Frauen im 16. Jahrhundert – genau wie Männer – theologisch aktiv waren und damit ihren Beitrag zur evangelischen Theologie und Frömmigkeit leisteten. Dabei waren die Frauen an den Orten, an denen sie lebten, nicht nur Vermittlerinnen von bereits existierendem Gedankengut, sondern griffen auch selbst in die Theologie ein und schufen neue Praktiken für eine evangelische Frömmigkeit. Die Theologie des 16. Jahrhunderts ruhte also auf vielen Schultern und wurde von unterschiedlichen Akteurinnen und Akteuren getragen – natürlich von Luther, Zwingli, Calvin und Bucer, aber auch von Elisabeth Cruciger, Margaretha Blarer, Magdalena Heymair und vielen anderen Frauen. Erst diese vielen unterschiedlichen Personen gaben der Theologie der Frühen Neuzeit ihr Gesicht. ◀

### INFORMATION

Die Künstlerin Mariana Lepodus hat das Tafelgemälde „Frauen der Reformation“ im Auftrag der Evangelischen Frauen in Mitteldeutschland gemalt. Das Bild zeigt keine historische, sondern eine stilisierte Darstellung von zwölf Frauen aus Mitteldeutschland, die im Sinne der Ikonografie an Kleidung und Attributen zu erkennen sind. Die Originale hängen im ehemaligen Refektorium des Augustiner-Eremiten-Klosters St. Annen in der Lutherstadt Eisleben.

### Frauen schufen neue Praktiken für eine evangelische Frömmigkeit.

tige Rolle im Schulunterricht. Dabei wurden Mädchen meist von Frauen unterrichtet. Eine dieser Lehrerinnen war Magdalena Heymair, die um 1535 geboren wurde und circa 1590 starb. Heymair unterrichtete zunächst im Haushalt einer Adelligen in Straubing. Dort trat sie zum neuen Glauben über. Ab 1564 waren ihr Mann Wilhelm als Lehrer und sie selbst als Lehrerin in Cham in der Oberpfalz beschäftigt. 1570 zogen beide nach Regensburg um, nachdem in Cham ein calvinistischer Lehrer aufgetreten war. Ab 1585 ist Magdalena Heymairs Aufenthalt als Hofmeisterin und Erzieherin im Haushalt einer Witwe in der heutigen Slowakei belegt. Dann verlieren sich ihre Spuren.

Heymair publizierte mehrere Bücher mit Paraphrasen von Bibelversen oder sogar ganzen biblischen Büchern in Liedform. Die meisten dieser Bücher widmete sie adeligen Frauen oder wohlhabenden Bürgerinnen. Heymairs Bibelparaphrasen sollten einem doppelten Zweck dienen: zum einen der Erbauung und religiösen Erziehung im Haushalt, zum anderen dem Gebrauch im Schulunterricht.

Die biblischen Bücher, die als Vorlagen für Heymairs Publikationen dienten, spielten in der Schulbildung des 16. Jahrhunderts oft eine wichtige Rolle: Die Paulusbriefe, das Buch Jesus Sirach, die Apostelgeschichte oder auch das Buch Ruth wurden in Schulen teilweise auswendig gelernt. Heymair dichtete ihre Texte auf bekannte Lieder aus dem kirchlichen und weltlichen Liedrepertoire ihrer Zeit. Indem Schülerinnen die Texte von Heymair auf Melodien sangen, die sie



Brief des Paulus an die Kolosser – aus der „Historia Scholastica“ des Petrus Comestor, Pergament, Frankreich, 14. Jahrhundert.

## Christus und die Schöpfung

Im Kolosserbrief gibt es eine Ethik für die Mitwelt zu entdecken

ULRICH HECKEL

Natürlich waren unsere Sorgen um den Klimawandel und die sogenannte Bewahrung der Schöpfung noch nicht im Horizont der Bibel. Aber im Kolosserbrief gibt es eine Menge in Sachen Mitweltschutz zu entdecken, meint der Neutestamentler Ulrich Heckel, der das Dezernat „Theologie, Gemeinde und weltweite Kirche“ der württembergischen Landeskirche leitet.

Klimaschutz und Bewahrung der Schöpfung gehören zu den großen Herausforderungen unserer Zeit. „Ich will, dass ihr handelt, als wenn euer Haus brennt, denn das tut es“, sagte Greta Thunberg 2019 auf dem Weltwirtschaftsforum in Davos. „Ich will, dass ihr in Panik geratet, dass ihr die Angst spürt, die ich jeden Tag spüre.“

Die Sorge um das Klima treibt auch uns um. Doch unser Ansatz als Kirche ist ein anderer, nicht die Panik. Wer etwas für die Umwelt tun will, muss nicht von der Schöpfung sprechen, sondern könnte auch von der Welt,

dem Kosmos oder der Natur reden – *etsi deus non daretur* (als ob es Gott nicht gäbe). Wer aber von der Schöpfung spricht, setzt voraus, dass es einen Schöpfer gibt. Aber die Welt ist keine heile Welt. Auch Paulus spürt, dass nicht nur der Mensch nach der Erlösung des Leibes seufzt (Römer 3,24; 7,24; 8,23), sondern die ganze Schöpfung mitseufzt (8,19–23).

Einer der stärksten Schöpfungstexte der Bibel ist der *Christushymnus* aus dem Kolosserbrief (Kolosser 1,15–20). Er lobt Christus als „Erstgeborenen vor aller Schöpfung“, „in

dem“, „durch den“ und „auf den hin“ die ganze Welt erschaffen wurde. Und er preist ihn als „Erstgeborenen von den Toten“, der alles versöhnt hat durch seinen Tod am Kreuz. Damit sind vielerlei Fragen aufgeworfen: Was hat Christus mit der Schöpfung zu tun? Wie hängen Schöpfung und Erlösung zusammen? Warum soll der Mensch Verantwortung tragen für die Bewahrung der Schöpfung, wenn Gott doch deren Schöpfer und Vollender ist?

Der Kolosserbrief warnt vor Irrlehrern, die andere durch eine neue „Philosophie“ von den „Elementen der Welt“ „einfangen“ wollen, die sie als göttliche Engelwesen oder – wie

*Christus ist allen Mächten des Schicksals weiter überlegen.*

heutige Horoskope – als Schicksalsmächte verehren. Entscheidend bleibt die Antwort, dass die Gläubigen durch die Taufe mit Christus diesen Weltelementen gestorben sind (1,12.20), weil Christus als Haupt allen Mächten und Gewalten dieser Welt überlegen ist (1,13.16; 2,10.15). Deshalb muss der Kolosserbrief die Frage beantworten, was Christus mit den Elementen der Welt zu tun hat. Dazu zitiert er den Hymnus auf die göttliche Macht Christi, der allen Schicksalsmächten überlegen ist von der Erschaffung des Weltalls bis zur Vollendung.

Die Charakterisierung als „Erstgeborener der ganzen Schöpfung“ besagt nicht, dass Christus das erste Geschöpf war, sondern dass er „vor allem“ (1,17) existierte, also bereits vor der Erschaffung der Welt. War Christus schon vor aller Schöpfung bei Gott, so hat er bei der Erschaffung der Welt mitgewirkt: „denn in ihm wurde alles erschaffen“ (1,16). Vorbereitet wurde die Vorstellung von der Präexistenz und Schöpfungsmittlerschaft Christi durch die jüdische Weisheitstheologie. Hier gilt die Weisheit zunächst als göttliche Eigenschaft. Gott ist es, „der die Erde mit Weisheit gegründet und nach seiner Einsicht die Himmel bereitet (hat)“ (Sprüche 3,19). Zunehmend wird die Weisheit personalisiert und personifiziert als Beisitzerin auf Gottes Thron, die schon bei der Erschaffung der Welt zugegen war.

Wie die Weisheit bereits vor der Erschaffung der Welt bei Gott existierte, so ist auch

Christus Ebenbild des unsichtbaren Gottes und Erstgeborener vor aller Schöpfung. Nun heißt es nicht mehr „in ihm wurde alles erschaffen“ (1,16a), sondern: „Alles ist durch ihn und auf ihn hin erschaffen“ (1,16). Das göttliche Schöpfungshandeln beschränkt sich also nicht auf die Erschaffung zu Beginn der Welt, sondern dauert in der Gegenwart an: „Was unser Gott geschaffen hat, das will er auch erhalten“ (Evangelisches Gesangbuch 326,3). „Er trägt alle Dinge“ (Hebräer 1,3).

Diese Vorstellung mag heute fremd erscheinen, ist aus Weihnachtsliedern aber durchaus geläufig: „... er ist ein Kindlein worden klein, der alle Ding erhält allein“, dichtete Martin Luther (EG 23,5), „... die Krippe, Windelein so schlecht, da findet ihr das Kind gelegt, das alle Welt erhält und trägt“ (EG 24,5). Atemberaubend, was da beim weihnachtlichen Singen über die Lippen geht!

Mit der Rede von Christus als „Haupt des Leibes der Kirche“ leitet der Hymnus im zweiten Teil zur Erlösungstat Christi über. Mit ihm sind die Gläubigen in der Taufe den Weltelementen gestorben (2,20) und mitauferweckt (2,12f; 3,1.3), aus der Macht der Finsternis errettet und in das Reich des Sohnes versetzt (1,13). Dass ihnen die Schicksalsmächte nichts mehr anhaben können, ist die Antwort auf die kolossische Philosophie.

**Lebenschaffendes Wirken Gottes**

Als „Haupt des Leibes der Kirche“ ist Christus zugleich der „Anfang“ (Kolosser 1,18), nicht nur der „Erstgeborene vor aller Schöpfung“, sondern auch der „Erstgeborene von den Toten“. Der Hymnus entfaltet das Bekenntnis zu Gott, „der die Toten lebendig macht und das, was nicht ist, ruft, dass es sei“ (Römer 4,17). Schöpfung und Erlösung zeugen in gleicher Weise vom lebensbejahenden, lebensschaffenden, lebendig machenden Wirken Gottes in Christus.

Die Erlösung ist auf „das All“ ausgerichtet, das ganze Universum, die gesamte Schöpfung. Im Reich Christi kommt die Schöpfung zur Vollendung als einem Reich der Versöhnung und des Friedens (1,13.20.22). Damit wird die Welt nicht nur als Schöpfung gesehen, sondern auch als versöhnungsbedürftiger Kosmos, die Erfahrung von Unfrieden und Feindschaft im Widerstreit der Mächte, das Stöhnen und Seufzen der Kreatur nach Erlösung (so in

Römer 8,19–23). Das Friedenstiften zielt auf einen kosmischen Zustand des *Schalom*, des biblisch verheißenen Friedens in Erfüllung, Heilsein und Ganzsein. Im Hintergrund stehen die großartigen alttestamentlichen Verheißungen der Advents- und Passionszeit vom Friede-Fürst und seinem Friedensreich.

Schöpfung und Erlösung dürfen also nicht auseinandergerissen werden, wie es in der Kirchengeschichte häufig der Fall war. Beides hängt zusammen, weil Christus als Haupt der Kirche zugleich der Herr der Welt ist von der Erschaffung bis zu ihrer Vollendung bei Christus: „auf ihn hin“ (1,16). Das heißt zugleich: Der Schöpfungsglaube ist nicht rückwärtsgewandt auf Weltentstehungstheorien fixiert, sondern auf die Zukunft ausgerichtet.

Der Kolosserbrief reagiert aber nicht nur auf die kolossische Philosophie. Er zieht aus dem gnädigen Handeln Gottes auch Folgerungen für die praktische Lebensführung. Christliche Ethik ist eine Ethik der Dankbarkeit. Darum werden den bösen Werken (1,21) positiv Taten der Dankbarkeit gegenübergestellt (3,17).

Einführung zum Kolosserbrief aus Johannes Gutenbergs lateinischer Bibel, um 1455 in Mainz vollendet.



Was mit *bösen Taten* gemeint ist, wird in einem Lasterkatalog ausgeführt, der von *böser Begierde* und *Habsucht* spricht (3,5). Das mag heute altmodisch und moralisierend klingen, beschreibt aber eine Grundhaltung, die auch einer Konsumgesellschaft nicht ganz fremd ist. Das griechische Wort für die Habsucht (*pleonexia*) heißt wörtlich übersetzt „Mehrhaben-Wollen“. Es meint jede Form von Sucht, Gier und Geiz, Ehrgeiz und Raffgier, Geltungsbedürfnis und Gewinnsucht, eine Gesinnung, die geradezu zum Motto unserer Konsumgesellschaft geworden ist: Geiz ist geil. Dazu kann der Kolossenerbrief nur sagen: „So tötet nun ... schändliche Leidenschaft, böse Begierde und die Habsucht, die Götzendienst ist“ (3,5), weil sie die Dinge des täglichen Bedarfs verabsolutiert, über den Gaben aber den Schöpfer vergisst, als ob es Gott nicht gäbe, irdischen Gütern und Werten nachjagt, als ginge es um letzte Dinge.

Die Aufforderung zum Anziehen des neuen Menschen (3,9–11) betrifft nicht nur individualetisch die *persönliche Haltung* (3,1–11), binnenkirchlich das *Zusammenleben der Gemeinde* (3,12–17) und gesellschaftlich das soziale Verhalten im Haus als kleinster ökonomischer Lebenseinheit (3,18–4,1). Sie müsste nach den All-Aussagen des Hymnus (1,15–20) kosmologisch-ökologisch auf die *ganze Schöpfung* ausgeweitet werden. Dieser Gedanke wird im Kolossenerbrief aber nicht weiterverfolgt, da für ihn die Herausforderung in der kolossischen Philosophie von den Weltelementen besteht, noch nicht in der Bedrohung der Schöpfung durch die Umweltzerstörung. Eine neuzeitlich angezeigte Schöpfungstheologie und Schöpfungsethik ließe sich aber daraus gut entwickeln.

## Seufzen und Stöhnen

Dass der Mensch *nach dem Ebenbild Christi* erneuert wird (3,10), erklärt Christus zum Maßstab der Lebensführung, der als Gottes Ebenbild, Schöpfer und Erlöser die Welt erneuern und in Frieden vollenden wird. Darum wird an die *Vaterunserbitte* erinnert: „Wie der Herr euch vergeben hat, so (vergebt) auch ihr!“

Dieser Erfahrung der Gnade korrespondiert einerseits *doxologisch* die Antwort im *Lob und Dank* an Gott: „seid dankbar“ (3,15), „dankt Gott, dem Vater, durch ihn“ (3,17) – nicht nur für die Erlösung, sondern für die ganze Schöpfung (1,15f) samt Speise und Trank (2,16). Solch dankbares Singen schließt Seufzen und Stöhnen keineswegs

aus, sondern bringt auch diese in Klagepsalmen flehentlich vor Gott.

Aus dieser Erfahrung der Gnade erwächst andererseits *ethisch die Verantwortung* in einer Ethik der *Dankbarkeit*: „Und alles, was ihr tut mit Worten oder mit Werken, das tut alles im Namen des Herrn Jesus“ (3,17). Die *Haltung* der Dankbarkeit hat praktische Konsequenzen in einem entsprechenden *Verhalten*. Wer dem Schöpfer dankbar ist, wird sensibler für seine Schöpfung, sanftmütiger mit seinen Gaben, demütiger mit seiner Kreatur, sorgsamer mit seinen Ressourcen umgehen. Solche Verantwortung aus Dankbarkeit ist das positive Gegenstück zur Gier des Mehrhaben-Wollens. Statt unnötig zu zerstören, sollen die Gläubigen schonen und schützen, was Gott in Christus, durch ihn und auf ihn hin erschaffen hat.

## Behüten und bewahren

Im konziliaren Prozess wird die Bewahrung der Schöpfung heute aus dem Auftrag für den Menschen im *Garten Eden* abgeleitet, „dass er ihn bebaute und bewahrte“ (Genesis 2,15). Hier ist die Bewahrung der Schöpfung nicht mehr wie im Kolosserehymnus Gottes Werk in Christus, sondern Gottes Auftrag an den Menschen. Damit ist die Bewahrung der Schöpfung nicht mehr wie in der klassischen Dogmatik in der Gotteslehre verortet, sondern in die Ethik gewandert, sie hat sich also von einem Gegenstand des Glaubens an den Schöpfer in eine Frage menschlichen Handelns verwandelt. Das eigentlich handelnde Subjekt des Behütens und Bewahrens ist in der Bibel aber nicht der Mensch, sondern Gott, wie das Wortfeld des Behütens und Bewahrens in Segensworten zeigt (zum Beispiel Numeri 6,24). Dabei geht das göttliche Behüten, Bewachen und Aufbewahren über in das Achten, Befolgen und Erfüllen von göttlichen Worten und Geboten durch den Menschen (Deuteronomium 4,2; Psalm 119).

Zudem darf der Garten Eden nicht mit der ganzen Schöpfung identifiziert werden, da er nicht Himmel und Erde insgesamt umfasst, vielmehr handelt es sich inmitten einer Steppenlandschaft um eine Oase, die Gott dem Menschen als Lebensraum zuweist. Gemeint ist nicht die unberührte Natur eines Bannwalds, sondern ein Garten, dessen Erdboden bebaut und bearbeitet, gehegt und gepflegt sein will, also eine Kulturlandschaft (von lateinisch *cultus* = Pflege, Bearbeitung, Anbau).

So soll der *Mensch* den Garten bestellen, aber im Blick auf die ganze Schöpfung bleibt Gott das handelnde Subjekt in Christus, in dem alles Bestand hat (Kolossener 1,17). Darum lebt der Auftrag zur Bewahrung des menschlichen Lebensraums von Gottes Handeln, bleibt umfassen, begleitet und getragen vom Wunsch, dass er behüte und bewahre, wie er es in der Urgeschichte nach der Sintflut zugesagt hat: „Solange die Erde steht, soll nicht aufhören Saat und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht“ (Genesis 8,22). Die Bewahrung der Schöpfung durch Gott geht einher mit dem Auftrag an den Menschen, dass er den zugewiesenen Lebensraum auch seinerseits hege und pflege, hüte und schütze, erhalte und bewahre. Auf den Hymnus folgt darum die Paränese, auf den Lobpreis die Ermahnung.

Zur Zeit des Kolossenerbriefs gab es noch keine Konsumgesellschaft und noch keinen Raubbau an Rohstoffen wie heute. Aber das Mehrhaben-Wollen ist eine Macht, die durch die heutigen Möglichkeiten ungleich mächtiger geworden ist und damit umso bedrohlicher für alle Kreatur. Der Glaube an die Schöpfung und Bewahrung, Erlösung und Vollendung durch Gott in Christus lässt nicht träge werden, sondern führt zum aktiven Abtöten alter Gewohnheiten, zum Anziehen des neuen Menschen, zur Erneuerung des Lebensstils, zu einer veränderten Lebenspraxis aus dem Bewusstsein der Dankbarkeit.

Dazu wäre es lohnend, das *Bild des Leibes* nicht auf die Kirche (1,18), sondern im Anschluss an den Hymnus *neu auf die ganze Schöpfung zu beziehen*: „Wenn ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit, und wenn ein Glied geehrt wird, so freuen sich alle Glieder mit“

*Das Bild des Leibes  
sollte auf die ganze Schöpfung  
bezogen werden.*

(1. Korinther 12,26). Das Leibmotiv nun auch kosmologisch-ökologisch für das Zusammenleben aller Kreatur fruchtbar zu machen, wäre ein Gedanke, den der Kolossenerbrief so nicht ausführt, der sich vom Organismusedanken her jedoch nahelegt. Das alles sollte aber nicht in apokalyptischer Panikmache geschehen, sondern mit Freuden versetzt in das Reich seines geliebten Sohnes (Kolossener 1,11–13): „Denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen.“ Ja, so soll es geschehen. ◀

# Ein teuflisch guter Baum

Kann Prosopis den Hunger am  
Horn von Afrika lindern?

KLAUS PETRUS (TEXT UND FOTOS)



In Somaliland herrscht Dürre, Menschen und Tiere verhungern. Und seit in der Ukraine Krieg ist, ist die Lieferung von Weizen ungewiss. Eine Pflanze verspricht Hoffnung, glauben die einen. Andere sagen, sie bringe nur Verderben über das Land.

Früher wurde aus dem Sommer Regen, und aus dem Regen wurde unsere Ernte, Tomaten, Gurken, Weizen. Doch das ist lange her.“ Abdirahman Ahmed schreitet über ein ausgetrocknetes Feld, bleibt stehen, zeigt auf ein totes Schaf vor seinen Füßen, der Körper ein abgenagtes Skelett. Der 35-jährige Viehhirte lebt in der Togdheer-Region, 150 Kilometer östlich von Somalilands Hauptstadt Hargeisa. Seit Jahren schon herrscht Dürre im Land. Die Tiere von Abdirahman Ahmed stehen dicht beieinander im Schatten der Bäume, bewegen sich kaum, sie keuchen schwer, magern ab. Drei Dutzend Schafe und Ziegen, sie sind alles, was der Mann noch hat. Schon bald wird er sie auf den Märkten in Hargeisa unter Wert verkaufen müssen. Seine Frau Saeda fragt ihn oft, ob all das die Strafe Gottes sei. Dann sagt er bloß: „Es ist der Hunger.“

Der Hunger. Als sei er etwas Abstraktes und nicht der Hunger derer, die an ihm zugrunde gehen. Als gehöre er zu niemandem, eine Naturgewalt, die von außen hereinbricht, die man fürchtet, bekämpft und in Zahlen zwingt: Gut 800 Millionen Menschen leiden weltweit an chronischem Hunger, 193 Millionen Menschen waren 2021 von einer akuten Ernährungskrise betroffen, so viele wie noch nie. Viele sind Kleinkinder, auch hierzu gibt es Zahlen: Auf fünf Hungernde kommt ein Kind unter fünf Jahren, das waren letztes Jahr umgerechnet 38 Millionen weltweit. 2,5 Millionen sind daran gestorben, macht: alle 13 Sekunden ein totes Kind.

Auch Abdirahman Ahmed hat eine Tochter verloren, das war vor vier Jahren. Kaum auf der Welt, hatte die kleine Shukri



Aus den Schoten des Prosopisbaumes produziert Guuleed Ahmad (oben) ein proteinreiches Viehfutter, das auch in Dürrezeiten wie den jetzigen die Tiere ernähren kann.

ständig Durchfall, sie musste viel erbrechen. Ein Arzt meinte, das Kind sei einseitig ernährt worden, weswegen es nicht wachsen und zu Kräften kommen konnte. „Damals begannen unsere Felder zu verdorren, wir hatten kaum Gemüse, kein Obst, die Ziegen gaben wenig Milch.“ Die Hälfte des Geldes habe er für sauberes Trinkwasser ausgegeben, das mit Tankwagen in die Region gebracht wurde, erzählt Abdirahman Ahmed. „Dann kamen, dem Erbarmer und Barmherzigen sei Dank, bessere Zeiten, ich hatte Arbeit bei einer Hilfsorganisation, verdiente ein paar Dollar am Tag, und meine Frau brachte ein weiteres Kind zur Welt.“ Bis vor ein paar Monaten die Preise für Lebensmittel in die Höhe schnellten, wie von einem Tag auf den anderen, und das Geld nicht mehr ausreichte. Auch die Laster mit Wasser kamen seltener,

Sturz des Diktators Siad Barre vom übrigen Somalia ab, wird bis heute aber von der internationalen Gemeinschaft nicht als unabhängiger Staat anerkannt.

„Alle denken, bei uns herrschen Zustände wie in Mogadischu: Diktatur, Bürgerkrieg ohne Ende, islamistischer Terror. Das Gegenteil ist der Fall, wir haben Frieden und Demokratie. Doch niemand glaubt uns. Es gibt kaum Investoren und nur wenige Hilfsorganisationen“, sagt Guuleed Ahmad und schnippt mit den Fingern durch die Luft. Der 38-jährige Somaliländer, der seine Jugend in Deutschland verbrachte, ist ein Großmaul mit Visionen, wie er selber sagt. Er will sein Land retten, vor Armut, Hunger und Elend. Und er kennt die Lösung, die zwar kompliziert klingt, aber angeblich ganz simpel ist: *Prosopis juliflora*.



denn das Benzin wurde teurer. „Die Leute redeten von einem Krieg, irgendwo in Europa, der Schuld an allem sei.“

In all den Jahren der Dürre musste Somaliland zahlreiche Nahrungsmittel importieren, darunter Weizen, der zu 90 Prozent aus der Ukraine stammt. Seit dort aber Krieg ist und der Hafen von Odessa blockiert, kommt kaum noch Ware am Horn von Afrika an. Dabei ist der Krieg in der Ukraine nicht der Auslöser der derzeitigen Lage. Tatsächlich standen Somaliland



Der lateinische Name steht für ein tropisches Mimosengewächs, auch Mesquite genannt, das ursprünglich aus Mexiko stammt. Der holzige, mit Dornen besetzte Strauch wächst rasch zu einem stattlichen Baum von bis zu zwölf Metern Höhe heran. Weil sich die schnellwachsenden Wurzeln 30 und mehr Meter in die Tiefe graben, kommt er auch in unwirtlichen Gebieten und während Dürrezeiten noch zu Grundwasser, während andere Pflanzen längst verdorren. Derart anspruchslos und dürreresistent, wurde die *Prosopis* bewusst auch in anderen Teilen der Welt angepflanzt, so vor allem in Trockengebieten, die vierzig Prozent der Landoberfläche der Erde ausmachen. In Somaliland tauchte sie

spätestens während der Hungerkatastrophe am Horn von Afrika Mitte der 1980er-Jahre auf. Der neue Baum, von den Einheimischen „Granwaa“ genannt, der Unbekannte, sollte Schatten spenden, Wüstenwinde brechen, Versteppung und Erosion aufhalten, Brennholz liefern, vor allem aber: Schafe, Ziegen und Kamele ernähren.

Doch anders als vor 40 Jahren ist die *Prosopis* inzwischen zur Bürde geworden. Weil die Tiere deren Samen nicht verdauen können und mit dem Kot ausscheiden, hat sich die invasive Pflanze in rasantem Tempo ausgebreitet. Allein in Somaliland nimmt die *Prosopis* nach Angaben der Ernährungs- und Landwirtschaftsorganisation der Vereinten

*Der neue Baum wird von den Einheimischen „Granwaa“ genannt, der Unbekannte.*

und Somalia schon vor dem Ausbruch des Ukraine-Kriegs auf dem globalen Hungerindex ganz oben; sieben Millionen Menschen sind akut von Hunger betroffen, das ist fast die Hälfte der Bevölkerung in dieser Region. Hinzu kommt die unsichere politische Lage. Somaliland spaltete sich 1991 nach einem blutigen Bürgerkrieg und dem



*Die Dürre in Somaliland bedeutet auch für Tiere den Tod, wenn ihre Besitzer nicht ausreichend mit Wasser versorgen können. Manche fressen dann an den Prosopisbäumen, die mit ihren langen Wurzeln noch immer Wasser finden. Aber ihre Dornen und der hohe Zuckergehalt sind auch eine Gefahr für die Tiere.*

Nationen FAO inzwischen 550 000 Hektar Land ein; der jährliche Zuwachs an Fläche liegt zwischen fünf und fünfzehn Prozent. Die Pflanze taucht in der Liste der hundert weltweit gefährlichsten invasiven Arten auf, und seit 2019 ist es verboten, sie nach Europa zu importieren oder im EU-Raum zu kultivieren.

Als Guuleed Ahmad 2017 aus Deutschland nach Hargeisa zurückkehrte, begegnete ihm die Prosopis an allen Ecken und Enden, und er fragte sich: „Was zum Teufel hat es mit dieser Pflanze auf sich? Damals gab es einiges an Forschung über den Nutzen der Prosopis, aber kaum jemand, der das in die Praxis umsetzte. Also packte ich die Chance.“ Er verkaufte sein Auto und investierte das Geld in

die Gründung der Firma „LanderProsopis“. Aus den reifen, gelben, zu einem Halbmond gerundeten, zwanzig Zentimeter langen Schoten der Prosopis produzierte er Mehl, das er zu einem protein- und zuckerreichen Tierfutter mischte. Die Nachfrage war bald da. „Somaliland lebt von der Viehwirtschaft. Haben unsere Tiere nichts zu essen, sterben auch wir. Die Prosopis kann uns retten. So einfach ist das.“ Wie zum Beweis zitiert Guuleed Ahmad Organisationen wie Tierärzte ohne Grenzen oder die Welthungerhilfe, die seit Jahren in Somaliland tätig sind und eng mit Viehhirten zusammenarbeiten. Ihre Feldstudien zeigen, dass mit Prosopismehl gefütterte Tiere schon innerhalb eines Monats deutlich an Gewicht zunehmen, auch die Milchproduktion steigt.

„Geed jinni“, der teuflische Baum. So nennt Abdirahman Ahmed, der Viehhirte und Familienvater aus Togdheer, die Proso-

(PENHA), für das auch Pasiecznik arbeitet, mit Unterstützung der FAO in der Togdheer-Region ein Pionierprojekt, das die Viehhirten für das ökonomische Potenzial der Prosopis sensibilisieren sollte. Doch der gute Wille allein reicht nicht aus. Um die Prosopis gewinnbringend zu nutzen, braucht es Äxte und Motorsägen für das Schneiden der harten Stämme, Öfen für die Holzkohle, Hammermühlen fürs Mahlen der Schoten und Lastwagen für den Transport der Säcke.

### Hoffnung und Plage

Die Verarbeitung der Prosopis zu Mehl wird immer wieder als Beispiel genannt, wie die gezielte Nutzung der Pflanze nicht nur dazu beitragen kann, dass Tiere und Menschen weniger hungern müssen, sondern auch, dass sich der Baum nicht dermaßen rasch ausbreitet. Untersuchungen haben nämlich ergeben: Mit einem Sack à 25 Kilogramm Prosopismehl können bis zu 50 000 Samen zerstört werden; hochgerechnet auf eine Tonne Mehl sind das zwei Millionen Sträucher, die nicht zu einem Dickicht auswuchern werden.

Ob die Prosopis durch Nutzung nachhaltig reguliert werden kann, ist allerdings

umstritten. Urs Schaffner vom Centre for Agriculture and Bioscience International CABI mit Sitz in der Schweiz ist auf invasive Arten spezialisiert und hat selber Studien zur Prosopis durchgeführt. „Es gibt keine fundierte Studie, die zeigt, dass Nutzung effektiv eine Kontrolle der Prosopis zur Folge hat.“ So lasse sich die Ausbreitung der Prosopis nur dann vermindern, wenn flächendeckend über neunzig Prozent der Samen eingesammelt oder zerstört werden, was bisher aber nirgendwo der Fall gewesen sei, so Schaffner.

Die Frage also bleibt: Wie einer Hoffnung begegnen, die zur Plage geworden ist? Die Antwort darauf wird auch darüber entscheiden, ob die Prosopis zum Heilmittel gegen den Hunger wird – oder doch eher ein Übel am Horn von Afrika bleibt. Guuleed Ahmad hat keinen Zweifel: Wenn er in seinem weißen Hybrid durch Hargeisa fährt, sieht er Millionen Dollars, die hier überall herumliegen, am Straßenrand, entlang den Mauern, zwischen den Häusern und auf dem Markt, unter den Brücken und in den Innenhöfen der Restaurants. „Wir werden sie nicht mehr los, diese Prosopis. Doch wir können lernen, sie für uns zu nutzen.“ ◀

*Der Viehhirte Abdirahman Ahmed und seine Frau Saeda haben bereits eines ihrer Kinder durch Hungertod verloren.*



*„Sie nimmt uns alles Wasser, verdrängt jedes Gras und jeden Strauch.“*

pis. „Sie wächst auch dann noch, wenn alles andere schon tot ist, und richtet doch nur Schaden an.“ Seine Tiere würden von den grünen, bitteren Blättern krank, wegen des Zuckers der reifen Schoten fielen ihnen alle Zähne aus, die Dornen des Baums durchbohrten ihre Hufe oder blieben im Magen stecken, wenn sie an den Ästen knabbern, qualvoll gestorben seien schon viele seiner Schafe und Ziegen. Das Schlimmste aber sei die Gier der Prosopis, sagt Abdirahman Ahmed. „Sie nimmt uns alles Wasser, verdrängt jedes Gras und jeden Strauch.“

### Invasive Pflanze

Studien aus der nahegelegenen Afar-Region in Äthiopien, wo die Prosopis innerhalb von 35 Jahren 1,2 Millionen Hektar Land befallen hat, haben gezeigt, dass 84 Prozent der Viehhirten den Baum als schädlich erachten. Für Nick Pasiecznik, Umweltwissenschaftler an der Universität Lyon und einer der weltweit führenden Prosopis-Experten, ist das nicht erstaunlich. „Da es sich um eine vergleichsweise neue und invasive Art handelt, fehlt es an überliefertem Wissen, wie die Pflanze genutzt werden kann. Das Misstrauen ist groß, es zu überwinden, braucht Zeit.“

2016 startete das „Pastoral and Environmental Network in the Horn of Africa“

## Gesangbuch gestaltet

*Dr. Dieter Wohlenberg aus Berlin zu Werner Milstein „Traum von einer besseren Welt“ (zz 8/2022):*

Dankenswert ist die Erinnerung an Heinrich Vogeler, sein vielfältiges Schaffen und seine letztlich tragische Lebensgeschichte. Dazu erlaube ich mir eine Ergänzung, die die Leserinnen und Leser interessieren könnte: In den Jahren, als das fortschrittlich denkende Bürgertum auf Vogeler aufmerksam wurde, bereitete man in kirchlichen Kreisen das Reformationsjubiläum 1917 vor, und dazu gehörte in Bremen das Bedürfnis nach einem neuen Gesangbuch. Dessen äußere und innere Ausstattung sollte künstlerischen Ansprüchen entsprechen. Dabei war auch an die Beteiligung von Vogeler gedacht. Er hat sich intensiv und für eine längere Zeit mit dieser Aufgabe beschäftigt, was die Veränderungen von ersten zeichnerischen Entwürfen (im Worpsweder Archiv) bis zur Drucklegung belegen, parallel zu Vogelers Entwicklung hin zu einem christlichen Sozialismus. In der Erstausgabe des Bremer Gesangbuchs von 1917 finden sich von seiner Hand die Zwischentitel vor Lied 1 und Lied 245. Die politischen Verhältnisse in Bremen wandelten sich nach 1917 und veranlassten die Herausgeber, Vogelers Beiträge aus den folgenden Ausgaben wieder zu entfernen. Glücklicherweise sind sie samt den Vorzeichnungen in Worpswede erhalten und bilden ein bleibendes Zeugnis von Vogelers Bemühen um eine ins Bild gesetzte Darstellung tragender christlicher Glaubensinhalte.

Dieter Wohlenberg

Leserbriefe geben die Meinungen der Leserinnen und Leser wieder – nicht die der Redaktion.

Kürzungen müssen wir uns vorbehalten – und leider können wir nur einen Teil der Zuschriften veröffentlichen.

leserbriefe@zeitzeichen.net

## Schutzbedürftig

*Fritz Häuselmann aus Gelterkinden/Schweiz zum Schwerpunkt Haut (zz 8/2022):*

Das Thema Haut zeigt genau das auf, was viele andere Aspekte des Lebensbereiches des Menschen auch immer wieder aufzeigen. Geht man davon aus, dass die Erde der einzige einigermaßen lebens- und menschenfreundliche Planet ist, dann stellen wir zweierlei fest: Zum einen, dass dieser einigermaßen menschenfreundliche Planet auch kein Langzeitparadies ist respektive kein Paradies mehr ist, wie einst der Garten Eden noch kein Paradies war wie das zukünftige Jerusalem, von welchem der Seher Johannes im Buch der Offenbarung spricht. Zum andern zeigt es sich, dass eben alle Werte, welche Schutz gegen die verschiedenen unangenehmen Einflüsse bieten sollen – wie eben die Haut als Schutz des menschlichen Körpers –, ihre Schutzwirkung nur auf Zeit und nur bei nicht allzu großen Belastungen erfüllen können. Ähnliches gilt beispielsweise natürlich auch für die Belastungen, welche die Seele des Menschen zu ertragen hat. Will heißen: Der Mensch ist ein durch und durch schutzbedürftiges, zerbrechliches, sterbliches, erlösungsbedürftiges und gänzlich von der Gnade Gottes abhängiges Wesen. Die Hoffnung des Glaubens an den Sohn Gottes offenbart uns, wie kostbar wir in Gottes Augen sind.

Fritz Häuselmann

## Wichtiger Beschluss vertagt

*Kirchenrätin Dr. Maria Stettner, Referentin für Ökumene und interreligiösen Dialog im bayerischen Landeskirchenamt, zu Notizen:*

*„US-Anglikaner fassen ökumenisch bedeutsamen Beschluss“ (zz 9/2022):*

Richtig müsste der Artikel überschrieben sein: „US-Anglikaner verschieben Beschlussfassung ...“ Bedauerlicherweise musste nämlich die Generalversammlung der anglikanischen Episkopalkirche (TEC)

in den USA, die im Juli 2022 in Baltimore tagte, relativ kurzfristig verkürzt werden. Denn es hatte bei Konferenzen im Vorfeld größere Covid-Ausbrüche gegeben. Daher wurde die Tagesordnung auf das Nötigste reduziert ... und es wurden nur Vorlagen behandelt, die für die Weiterarbeit der Kirche unumgänglich waren. Auch die Beschlussfassung zur Kirchengemeinschaft zwischen TEC und der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern (ELKB) wurde auf die nächste Generalversammlung im Jahr 2024 vertagt.

In Deutschland werden die Beziehungen zwischen Anglikanern aus der Church of England (CoE) und den Gliedkirchen der EKD seit gut 25 Jahren durch die „Meissen-Vereinbarung“ geregelt. Diese ist ein wichtiger Baustein im Miteinander von deutschen Protestanten und englischen Anglikanern und ein Versöhnungsprojekt. Die Vereinbarung ermöglicht beispielsweise die gegenseitige Einladung zum Abendmahl, die vollgültige Zelebration der jeweils anderen Konfession am Altar der eigenen Kirche in der je eigenen liturgischen Tradition, und bildet die Basis für eine Vielzahl von Partnerschaften zwischen Diözesen der CoE und deutschen Landeskirchen, Kirchenkreisen, Dekanaten und Kirchengemeinden. Aber leider hat „Meissen“ keine Gültigkeit für anglikanische Gemeinden in Deutschland, die zur TEC gehören. Darum entstand in Bayern die Idee einer Vereinbarung zwischen ELKB und TEC, die über „Meissen“ hinausgeht und volle Kirchengemeinschaft anstrebt – also auch die volle gegenseitige Anerkennung der Ämter. Der theologische Grundlagentext „Die Gaben der Gemeinschaft miteinander teilen. Vereinbarung über volle Kirchengemeinschaft“ zeigt, dass die Ämterfrage Kirchen, die in der Tendenz synodal organisiert sind, und Kirchen, die episkopal geleitet werden, nicht daran hindern muss, miteinander Kirchengemeinschaft zu erklären. Die Landessynode der ELKB hat dem im Frühjahr 2022 zugestimmt und TEC gebeten, dies ebenfalls zu tun. Nun muss man warten, bis nach dem Beschluss der TEC im Jahr 2024 das in Bayern nötige Kirchengesetz verabschiedet werden kann. Und dann gibt es Grund zu feiern. Und wer weiß – womöglich folgen auch andere Kirchen auf diesem Weg?

Maria Stettner

## Nicht akzeptabel

Stefan Herb aus Stuttgart zu  
Eve-Marie Becker „Keine Zeitenwende“  
(zz 10/2022):

Ich habe den Verdacht, dass die Autorin das Bemühen um Frieden und Verständigung in den Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg mit Realitätsferne und Ahnungslosigkeit verwechselt. Das kann ich so nicht akzeptieren. Gerade der biblische Realitätssinn weckt bei mir eine Sehnsucht, die traurige Realität nicht nur wahrzunehmen, sondern zu verändern. Ich habe die „schonungslose Beschreibung machtpolitischer Realitäten“ in der Bibel immer als Aufforderung verstanden, ihnen etwas anderes, Menschenfreundliches entgegenzusetzen. Becker drängt ja selbst darauf, „das Ethos Jesu umzusetzen“, indem sie Markus 10,43–45 zitiert, wonach es unter uns nicht so sein soll wie bei den Herrschern, die ihre Völker mit Macht und Gewalt niederhalten. Wer groß sein will unter euch, der soll euer Diener sein ... Deshalb verstehe ich auch nicht, warum die Kirche in Deutschland gefragt sei, „ihre programmatische Friedensethik zu überdenken“. Im Gegenteil, es ist an der Zeit, sie ernst zu nehmen und alles dafür zu tun, dass sie nicht in Vergessenheit gerät.

Stefan Herb

## MEHR lesen

Gerhard Engel aus Leipzig  
zu Stephan Kosch „Verzerrter Blick“  
([www.zeitzeichen.net/node/9968](http://www.zeitzeichen.net/node/9968)):

Wenn alles, was bei mir Erinnerungen an etwas Bestimmtes weckt, ein Beleg dafür ist, dass ich das Bestimmte „auf dem Weg sehe“, dann „gute Nacht!“ O-Ton Stephan Kosch: „ER (sc. Günter Thomas) sieht eine grüne RAF auf dem Weg und mit ihr den Terror, für den auch die Kirche mitverantwortlich sein wird.“ O-Ton Günter Thomas: „Die kirchliche Salonfähigkeit der ‚Fridays for Future‘-Bewegung und erwartbarer Weise auch bald der ‚Last Generation‘-Bewegung im links-ökologischen Protestantismus weckt Erinnerungen an die so verwickelte wie enge Verbindung der frühen RAF mit dem Protestantismus. Sollte ein ökologischer Terrorismus wachsen, so würde er ohne Zweifel auch durch die kirchliche Strategie der moralischen Dramatisierung befördert worden sein.“ Ich unterdrücke mir eine Kommentierung der hier zum Ausdruck gelangten Differenzierungswilligkeit des *zeitzeichen*-Redakteurs und Artikel-Autors Stephan Kosch. Lesen heißt noch nicht lesen können. Und MEHR lesen ist nicht dasselbe wie mehr LESEN.

Gerhard Engel

## Erstaunlich

Klaus Maßmann aus Lotte  
zu Kathrin Jütte/Stephan Kosch:  
„Gemeinsam nicht einer Meinung“  
(zz 10/2022):

Erstaunlich, dass der Bericht über die 11. Generalversammlung des Weltkirchenrats in Karlsruhe in einem wichtigen Punkt zur Original-Rezitation des nicht-beteiligten Präsidenten der DIG, Volker Beck führt – sich damit also auf seine Seite stellend – anstelle direkt von der Versammlung die Stimmen zur Beurteilung Israels als Apartheid-Staat anzuführen. Nur am Rande wird als Einzelstimme der Antrag der südafrikanischen Delegation dazu erwähnt und nicht auch die Stimmen gewichtiger amerikanischer und englischer Kirchen, die in ihren Kirchen mit sorgfältig durchgeführten Mehrheitsbeschlüssen Israel als Apartheidstaat bezeichnen. Nicht von deren Begründungen für ihre Beschlüsse wird berichtet, sondern in Ausführlichkeit lesen wir Becks Argumentation, dass Israel – oftmals mit dem gleichen demokratischen Wertesystem wie bei uns verbunden geschildert – besonders an den Pranger gestellt würde, anstelle die Unrechtssysteme von Syrien über Irak bis Iran gleichzeitig hervorzuheben.

Klaus Maßmann

## Der Umwelt zuliebe

Rechnung bequem per E-Mail – machen Sie mit!

Ressourcen schonen, schneller wiederfinden und den Papierwust bändigen – wir laden Sie ein, künftig Ihre *zeitzeichen*-Rechnung per E-Mail zu bekommen.

Durch unseren Wechsel zum Abonnementdienstleister ZENIT ist es seit 1. Juli 2022 auch für *zeitzeichen*-Leserinnen und Leser möglich, die Jahresrechnung per E-Mail zu erhalten. Die Vorteile liegen auf der Hand: Digital können Sie Rechnungen besser archivieren, und Sie schonen die Umwelt, weil kein Papier mehr verwendet werden muss.

### Was müssen Sie tun?

Sie können ganz einfach unsere **Abow Verwaltung** in Stuttgart anrufen oder **anmailen**, nennen Ihre Kundennummer und E-Mail-Adresse, und erhalten dann künftig Ihre *zeitzeichen*-Rechnung per E-Mail.



oder... Sie gehen auf diesen **Link**: [www.zeitzeichen.net/node/9906](http://www.zeitzeichen.net/node/9906) und füllen das **Kontaktformular** aus.

### KUNDENSERVICE:

Telefon : 0711/725 2-230

E-Mail: [zeitzeichen@zenit-presse.de](mailto:zeitzeichen@zenit-presse.de)



## Klanggeschmeide

Neues von Singer Pur



Singer Pur:  
**Musica Divina.**  
SPEKTRAL  
Records  
SRL4-22195,  
2022.

Insbesondere für Renaissance-Affine ist das Vokalensemble Singer Pur eine vertraute, sich immer neu öffnende Schatztruhe. Obgleich Markus Zapp alleiniges Ur-Singer Pur-Mitglied ist, hat die Beheimatung an der stetig befeuerten Klangschmiede Regensburg kontinuierlich für eine Konstanz in dem 1992 geschmeidig geformten Klangideal des Ensembles und aben alle Wechsel gleichzeitig für immer mehr individuelle Farbigkeit und Reife gesorgt. Der stetig runde und weiche, in Momenten am ehesten Holzblasinstrumente assoziierende und äußerst dicht verwobene Klang aus einer Frauen- und fünf Männerstimmen stiftet einen universell sphärischen Raum von transzendenter Schönheit.

Diese flügelleicht schwebende Kraft offenbart sich in der heuer unter dem Titel „MUSICA DIVINA“ veröffentlichten CD erneut in seelenbefriedender Schönheit. Dabei öffnet Singer Pur Regensburger Bibliotheks-Pforten, durch die das Ensemble regelmäßig zu Kleinoden besonderer Leuchtkraft vordringt. Dieses Mal ist es die „Musica Divina“ – die göttliche Vokalmusik, die der aus Schlesien stammende und schließlich hauptsächlich in Regensburg wirkende Priester und Arzt, vor allem aber auch Sammler und Herausgeber kirchenmusikalischer Werke Carl Proske (1794–1861) in der Bischöflichen Zentralbibliothek Regensburg hinterlassen hat. Dazu zählen kluge Aufkäufe von Sammlungen aus dem 16./17. Jahrhundert aus dem süddeutschen und österreichischen Raum sowie etliche Stimmbücher des lutherischen Humanisten und Musikers Johannes Stomius (1502–1562), die Proske zu einem Wegbereiter der Wiederentdeckung der Renaissance im 19. Jahrhundert machten. Aus dieser Sammlung des Carl Proske stammt, was Singer Pur auf dieser CD bestens zum Besten gibt.

Dazu gehören bekannte, intim aufblühende Motetten der Großmeister der Zeit wie Ludwig Senfls „Medita vita à 6“, Josquin Desprez’ „Haec dicit Dominus“ oder Giovanni Palestrinas „Quae est ista“ aus dem langjährig gepflegten Repertoire des Ensembles, denen es ungeheuer gut tut, neu musiziert zu werden. Dazu zählen aber auch Kostbarkeiten, die zu Unrecht weit weniger bekannt sind und hier mit dem ihnen innewohnenden Leuchten und darin wurzelnden Gottestrost präsentiert werden – etwa die Motetten des Regensburger Kantors Andreas Raselius (um 1562–1602) und die deutschsprachige Motette „Die Tore sprechen“ Gregor Wagensers aus dessen Sammlung acht deutscher Psalmen von 1565. Berückend schön sind das im Glockenklang sphärisch rein pulsende, anonyme „Gaudete psallentes“ und Jakob Gallus’ bekanntes „Ecce quomodo moritur justus“. Selten habe ich ein Ensemble so vollkommen eins und auratisch in dem Gewebe aus Werk, Intention und stimmlicher Umsetzung wahrgenommen. Für diese Musik hat sich Singer Pur einst gegründet. Und nicht umsonst kehrt das Ensemble immer wieder hierher zurück.

KLAUS-MARTIN BREGGOTT

## Schwebender Engel

Cave In: Heavy Pendulum



Cave In:  
**Heavy Pendulum.**  
(Relapse  
Records/  
Membran 2022).

Gleisarbeiten ist ein harmloses Wort, aber man frage mal Anwohner einer Bahn-Strecke, die neue Schienen bekommt. Allein das tiefe sonore Diesellok-Pluckern beim Schottern: Kurz nur fährt sie an, das Bremsenquietschen der Trichterwagen folgt im Chor, scharf prasseln die Steine. Und wieder ein Stück weiter, bis in die Nacht. Doch auch darin liegt – Poesie! Es hat Rhythmus, Motive, Melodien, eine Aussage, obwohl sich das nicht sofort erschließen mag. Bei

schwerem Metal ist das ähnlich. Das reife, fetttenreiche Album „Heavy Pendulum“ der Ostküsten-Metalcore-Band Cave In, die hier bereits mit den Townes-Van-Zandt-Songs begegnete (vergleiche zz 10/2022), macht den Zustieg leicht – 71 Minuten insgesamt mit zwölf Songs und zwei Zwischenspielen wie dem düster-sphärischen Ambient-Track „Days of Nothing“, der dem dicht folgenden Gitarren-Intro von „Waiting for Love“ ein perfekter Schanzentisch ist.

Die Spanne reicht von dem brachialen Sludge- und Grunge-befeuerten Opener „New Reality“ und einem Space-Rock antäuschenden „Blood Spiller“ bis zum 12-minütigen „Wavering Angel“ („have you ever loved somebody too much“) am Ende. Ein Juwel, das man wegen der apokalyptisch geprägten Bildwelt zunächst mit einem Trudeln oder Schwanken zu übersetzen neigt, doch dieser Engel ist ein „Schwebender“, und Barlach-Assoziationen sind so willkommen wie angemessen. Es geht um Liebe, die loslässt und darum erst Liebe ist. Anklänge an ihren Bassisten Caleb Scofield, der 2018 bei einem Autounfall verbrannte, dürfen unterstellt werden. Bass spielt jetzt Nate Newton von den Bostoner Kollegen Converge, der auch das Shouting und gutturales Geschrei übernimmt. Converge-Gitarrist Kurt Ballou produzierte und mischte das Album. Eine gute Wahl!

Meist singt Stephen Brodsky, mitunter der andere Gitarrist Adam McGrath. Wie sie zwischen Soli und Griff-Spiel wechseln, ist eine Wucht. „Untenrum“ macht es Drummer John-Robert Connors neben Newton schlagend dicht, gefühlvoll, wo das sein soll, sonst mit gehöriger Wucht und Präzision. Trocken, treibend oder exaltiert, Tendenz: schwer. Denn, so die Haltung hier, immer geht es ums Eingemachte, wird das Leben vom Tod her gedacht und empfunden. Denn Metalcore – so wüst wie zu ihren Anfängen 1995 tobt er hier indes nie – ist ein Existenzialisten-Genre. „Der Schwebende“ beginnt follik-akustisch („have you ever loved somebody too much“) wie einer der Led-Zeppelin-Geniestreiche (an die dachten wir schon zuvor bei „The Reckoning“, also der Abrechnung), bevor er heavier wird und Soli-satt Fahrt aufnimmt. Gefühl und Poesie in unvertrauter Verpackung – so changiert „Heavy Pendulum“ begeisternd zwischen Core-Furor und ProgRock. Wie wir das im Schweben und Taumeln manchmal nötig haben.

UDO FEIST

## Überzeugend

Die Zeit des Krieges



Ralf Rothmann:  
**Die Nacht unterm Schnee.**  
Verlag Hörbuch  
Hamburg,  
Hamburg 2022,  
sieben CDs,  
544 Minuten.

Wenn nach dem Zweiten Weltkrieg geborene Autorinnen und Autoren über die Zeit des Krieges und die erste Nachkriegszeit schreiben, hat das vermutlich vor allem diesen Grund: Nach dem verbreiteten Schweigen in Familie und Gesellschaft wollen sie verstehen, was das Leben ihrer Elterngeneration geprägt hat. Sie wollen deren Lebensgeschichten nachvollziehen, den Ängsten und Hoffnungen nachspüren und die im und nach dem Krieg erfahrenen Wunden wahrnehmen. Dabei geht es immer auch um das eigene Leben.

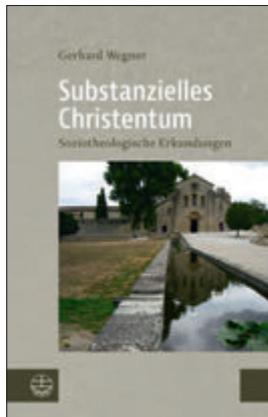
Dieses Motiv dürfte auch Ralf Rothmann (Jahrgang 1953) zu seiner jetzt abgeschlossenen Romantrilogie bewogen haben. Mit *Die Nacht unterm Schnee* liegt nunmehr der (auch für sich les- und hörbare) dritte Band vor – als Hörbuch, gelesen von Nina Petri und Markus Hoffmann. Rothmanns Annäherung an die Zeit kurz vor seiner Geburt und die Zeit seiner Kindheit ist mehr als der Versuch einer Selbsttherapie oder der Aufarbeitung der eigenen Familiengeschichte. Sie ist zugleich ein glaubhaftes und überzeugendes Stück deutscher Geschichte, denn seine Figuren teilen das Schicksal vieler Zeitgenossinnen und Zeitgenossen, die vor allem eines tun: hart arbeiten. Im Mittelpunkt steht mit Elisabeth eine zutiefst verletzte junge Frau, die zusammen mit ihrem Mann nach dem Krieg versucht, eine Existenz aufzubauen. Die Hoffnung auf ein wenig Wohlstand, auf ein kleines privates Glück prägt ihr Leben – zunächst in Schleswig-Holstein, später im Ruhrgebiet.

„Immer wenn du meinst, es geht nicht mehr, kommt von irgendwo ein Lichtlein her“: Ein Schild mit diesem Spruch hängt über der Wohnungstür der Familie in der Oberhausener Zechensiedlung. Im wahren Leben von Elisabeth und ihrem Mann aber bleiben solche Lichter leider oft aus.

ANNEMARIE HEIBROCK

## Klare Position

Soziotheologische Erkundungen



Gerhard Wegner:  
**Substanzielles Christentum.**  
Evangelische  
Verlagsanstalt,  
Leipzig 2022,  
376 Seiten,  
Euro 38,-.

In den Krisen der christlichen Kirchen unserer Zeit ragt eine als besonders bedrohlich hervor: der Relevanzverlust der Glaubensinhalte. Während mangelnde Finanzen, schlechte Strukturen oder der Missbrauchsskandal mit unterschiedlichen Maßnahmen wirksam bearbeitet werden könn(t)en, ist eine Arbeit an den Inhalten des Glaubens angesichts des Verlustes seiner Relevanz eine besondere Herausforderung.

Seit vielen Jahren greift der evangelische Theologe Gerhard Wegner in die Debatten um diese Krise ein, empirisch informiert und theologisch pointiert. Seine veröffentlichten soziotheologischen Erkundungen sind viel mehr als Erkundungen, sondern eine Elaboration seines Denkansatzes im Wechselschritt von theoretisch-theologischen Analysen und praktisch-empirischen Bezügen. *Substanzielles Christentum* wird für ihn zur Programmformel eines Denkens, das den Anspruch erhebt, christliche Theologie mit der Soziologie zu einer gemeinsamen Sache zu verbinden und damit – ja, und hier wird es dann ambivalent: die Sache Gottes in der Welt überzeugbar zu machen.

Im viele Jahre dominierenden Streit zwischen funktionalen und substanziellen Religionsdefinitionen verortet sich Wegner bereits mit der Überschrift eindeutig: Auf die Inhalte kommt es an! In Aufnahme der kirchen- und religionssoziologischen Erkenntnisse der vergangenen Jahre und insbesondere noch einmal aufgrund der Erfahrungen von Kirche in der Corona-Zeit stellt er fest: „Die vielen gern gepflegten Funktionalisierungen von Religion und Kirche verblassen in ihrer Nützlichkeit für die Gestaltung einer Zukunft des

Christentums.“ Seine Denkbewegung führt ihn auf die Suche nach der Substanz des christlichen Glaubens, die er in der Kooperation von Theologie und Soziologie als „Soziotheologie“ elaboriert. Insbesondere in seinen Begegnungen mit den Ansätzen der 1960er-Jahre tritt Wegner einmal mehr als profunder Kenner dieser Szene hervor. An zwei Aspekten vertieft er seinen Ansatz: In der (aus seiner Sicht bis dato mangelhaften) Auseinandersetzung der deutschsprachigen Theologie mit Armut zum einen und in der Fokussierung auf „Ergriffenheiten“ als Erfassungsterminologie „substanzieller geistlicher Transformationserfahrungen“ zum anderen. Am Ende stehen Überlegungen über „Freilaufende Pfarrerinnen“ im Sozialraum, mit denen sich seine organisatorischen Zukunftsüberlegungen der evangelischen Kirche verbinden. Und ganz am Ende steht ein Plädoyer für eine neue Theologie, die Gott von der Natalität her denkt.

So wie diese Position am Schluss regen viele Gedanken und Schlussfolgerungen des Buches sehr zur Auseinandersetzung an. Und neben vielen Zustimmungen – etwa zum Plädoyer für die Sozialraumorientierung – rufen sie auch zu Widersprüchen auf: Sind etwa soziale Aktivitäten heutigen Gemeindelebens immer so klar von religiösen Erfahrungen zu trennen, wie es Wegner nahelegt? Wie kann denn Sozialraumorientierung gelingen ohne soziale Aktivitäten? Und zeigen Ansätze wie der von Tobias Braune-Krickau über religiöse Erfahrungen in der Diakonie nicht auch etwas Anderes, gerade wenn Gott substanziell als Liebe verstanden wird? Eines verblüfft mich besonders – und ich könnte es als Ausdruck des Defizits dessen lesen, was auch den Problemzusammenhang rund um die Relevanz von Kirche und ihren Verlust skizziert: das stetige Kreisen um sich selbst. Wegner stellt am Ende der soziotheologischen Programmatik fest, dass der Positivismusstreit in der Soziologie gepaart mit den Fragen der Religion in Deutschland zu wenig geführt wurde. Und es lassen sich Anmerkungen dazu finden, dass eine eher im englischen oder auch im niederländischen Raum auffindbare Position auch ihm sympathisch ist, die durchaus versuchen würde, Gott auch mit der empirischen Soziologie zu begründen. Warum werden diese Diskurse hier nicht eingebracht? Vielleicht liegt es daran, dass diese Positionen dort am Ende auch nur begrenzt mit Erfolg verbunden sind ...?

LARS CHARBONNIER

## Präzise

Evangelikale weltweit



Thorsten Dietz:  
**Menschen  
mit Mission.**  
S.M. Brockhaus,  
Witten/  
Holzgerlingen  
2022,  
496 Seiten,  
Euro 24,99.

Es geschieht nicht häufig, dass man leise „endlich“ sagt, wenn ein neues Buch auf dem Schreibtisch landet. Noch seltener ist es, wenn man sich nach der Lektüre ein dickes Ausrufezeichen hinzudenkt. So aber ergeht es einem mit dem Buch, das Thorsten Dietz jetzt über die evangelikale Bewegung – ihre Geschichte und Gegenwart in den USA, in Deutschland und weltweit – veröffentlicht hat. Es schließt eine lange schon schmerzhaft empfundene Lücke. Denn so viel von Evangelikalen in Medien oder kirchlichen Debatten die Rede sein mag, so wenig wussten die meisten über sie. Grelle Bilder von irren Trump-Anhängern, fanatischen Abtreibungsgegnerinnen oder seltsam-ekstatischen Gottesdiensten überstrahlen mangelnde Kenntnisse über und fehlende Begegnungen mit Menschen, die sich selbst als evangelikal bezeichnen würden.

Wohl kein anderer hätte dieses Buch so schreiben können. Thorsten Dietz ist seit vielen Jahren an den Grenzen zwischen Frei- und Landeskirchen, evangelikaler Frömmigkeit und akademischer Theologie unterwegs. Nicht-religiös aufgewachsen, fand er als Student zum christlichen Glauben und zu freikirchlichen Gemeinschaften, deren intensive Jesus-Frömmigkeit ihn anzog. Heute ist er Professor für Systematische Theologie an der Evangelischen Hochschule Tabor in Marburg und Privatdozent an der theologischen Fakultät der dortigen Universität. Zugleich betreibt er den beliebten Podcast „Das Wort und das Fleisch“ für das Portal „Worthaus“. Hier hat Dietz wesentliche Gedanken seines Buches schon vor einem

breiten Publikum ausprobiert. Er ist also ein Bewohner verschiedener protestantischer Welten, der weiß, wie man komplizierte theologische Sachverhalte auf gutem Niveau und zugleich verständlich vorstellt. Da er seine biografischen Erfahrungen nicht versteckt, sondern fein dosiert einbringt, ist es auch ein persönliches Buch geworden.

Auf fast 500 sehr gut lesbaren Seiten blättert Dietz die lange und verwickelte Geschichte der evangelikalen Bewegung auf. Auch wer einiges davon zu kennen meinte, erfährt viel Neues. Zu Recht betont Dietz die „progressiven“ Züge der Anfangszeit, zum Beispiel den Kampf gegen die Sklaverei oder die Beteiligung von Frauen an der missionarischen Arbeit. Andererseits erklärt er schlüssig, warum es vor allem in den USA zu „konservativen“ Verhärtungen oder gar „rechten“ Radikalisierungen kommen konnte.

Sehr interessant ist zudem, wie Dietz theologische Debatten und Positionen vorstellt, von denen die kirchlich-theologische Leserschaft hierzulande kaum etwas mitbekommen haben dürfte – obwohl diese Bücher, Erklärungen und Konzepte eine viel größere Verbreitung und Wirksamkeit gefunden haben als das, was die deutsche Universitätstheologie zeitgleich hervorgebracht hat. Das mag ein heilsames Bewusstsein für die eigene Provinzialität fördern.

Mehr noch als all die Sachinformationen beeindruckt die argumentative Haltung von Dietz, die er selbst auf die Formel „fair, aber nicht neutral“ gebracht hat. Präzise, ehrlich und abwägend benennt er die Leistungen und Versuchungen des Evangelikalismus, Erfolge und Schuldgeschichten, Krisen und Baustellen. Dazu braucht es nicht nur Kenntnisse und Erfahrungen, sondern auch Unerschrockenheit und Gottvertrauen. Denn über jeden der von ihm ausgeführten Punkte wird erbittert gekämpft, was oft zu Entzweigungen und Verletzungen führt. Davon lässt Dietz sich nicht irre machen, weil er ein Anliegen hat. Er möchte das, was er als das Wesen des Evangelikalen erkennt, neu zur Geltung bringen – gegen arrogante Verächter ebenso wie gegen radikalisierte Anhänger, nämlich eine positive Jesus-Frömmigkeit, die für etwas Kostbares einsteht und deshalb kulturpolitische Kämpfe meidet.

JOHANN HINRICH CLAUSSEN

## Weiterdenken

Ethik der Digitalisierung



Wolfgang Huber:  
**Menschen,  
Götter und  
Maschinen.**  
C. H. Beck  
Verlag,  
München 2022,  
207 Seiten,  
Euro 18,-.

Dass sich die Theologie auf profunde Weise mit den Dynamiken digitaler Kultur befasst, ist an der Zeit. In den – nicht zuletzt durch die kirchlich-digitale Praxis seit Corona – intensiver werdenden Diskurs fügt sich Wolfgang Hubers Band auf orientierende Weise ein. Seine sorgsam abwägende Selbstpositionierung jenseits von „Euphorie und Apokalypse“ ist angesichts der komplexen Sachlage sowie vor dem Hintergrund einer lange gepflegten protestantisch-kirchlichen Technikskepsis überzeugend.

In acht wohltemperierten Abschnitten wird das weite Feld abgeschritten. In den Blick kommen gesellschaftliche und alltägliche Phänomene des digitalen Zeitalters, damit einhergehende Chancen sowie insbesondere die Risiken eines umfassenden Realitäts-, Wahrheits- und Leiblichkeitsverlusts. Thematisiert werden An- und Zumutungen künstlicher Intelligenz und eines sich überhebenden, unmenschlichen Geltungsanspruchs trans- und posthumanistischer Zukunftsvisionen. Eindringlich werden dafür die wesentlichen Stimmen zum gegenwärtigen Wohl und Wehe einer Kultur der Digitalität aufgerufen. In der Perspektive eines „kritischen Humanismus“ mit Bezug auf das „Prinzip vorausschauender Vorsicht“ sowie auf den „Vorrang des Nichtschädigens“ benennt Huber wesentliche Kriterien ethischer Urteilsbildung. Indem er die Verantwortungsebenen des Einzelnen, der Plattformanbieter sowie der staatlichen Rechtsordnung unterscheidet, wird die Beweislast für eine menschengemäße Praxis zurecht nicht einseitig einer

## Tod und Sterben

Christian Grethlein: *Sterben und Tod*. Evangelische Verlagsanstalt, Leipzig 2022, 256 Seiten, Euro 38,-.

Tod und Sterben verschwinden aus dem Alltag der meisten Menschen. Der emeritierte Professor für Praktische Theologie Christian Grethlein beschreibt in seinem Buch anhand von Entwicklungen und Phänomenen, wie es dazu kommen konnte, liefert einen umfassenden Blick in die Geschichte und stellt diese Erkenntnisse in einen gesellschaftstheoretischen Rahmen. Aber er zeigt auch Gegenbewegungen auf, wie die Hospice oder Palliative Care und neue Entwicklungen im Bestattungswesen. Im Kapitel „Vom ‚Immer Mehr‘ zum ‚Aufhören‘“ schlägt er den Bogen zu den ökologischen und sozialen Problemen. Eine sehr lehrreiche und lesenswerte Lektüre!

## Gutes Verhalten

Armin Falk: *Warum es so schwer ist, ein guter Mensch zu sein*. Siedler Verlag, München 2022, 336 Seiten Euro 24,-.

Leserin und Leser werden gleich zu Beginn neugierig bei der Lektüre des Buches von Armin Falk: *Wie arbeitet eigentlich ein Verhaltensökonom?* Sicherlich mit Experimenten und Untersuchungen, denn je weiter man in das Buch einsteigt, desto tiefer fühlt man sich ertappt. Und das ist richtig so, denn die versammelten Erkenntnisse können dazu beitragen, das eigene Verhalten kritischer unter die Lupe zu nehmen, und sie helfen, sich und seine moralischen Abgründe mit kleinen Lügen, Wahrnehmungsverschiebungen oder Erinnerungspolitik, in die man immer wieder tappt, besser zu verstehen.

## Kriege und Konflikte

Sarah Jäger/Eberhard Pausch: *Kampf der Kulturen und gerechter Frieden. Zwischen Identitätspolitik und Friedensethik*. Evangelische Verlagsanstalt, Leipzig 2022, 161 Seiten, Euro 28,-.

Ein Tagungsband sei hier angezeigt, der zum einen das Buch *Kampf der Kulturen* des Politikwissenschaftlers Samuel P. Huntington in den Blick nimmt und zum anderen auch den aktuellen Stand des gegenwärtigen evangelischen friedensethischen Diskurses darauf bezieht. Entstanden ist eine umfangreiche und vielseitige Aufsatzsammlung, die neue Impulse für ein friedensethisches Engagement liefern kann.

Instanz allein zugeschoben: „[P]ersönliche Vergebungsbereitschaft reicht nicht aus.“ Und ja, eine Ethik der Digitalisierung hat zuallererst mit dem Bild zu tun, das wir uns vom Menschen machen. Bis hierin entspricht sein Plädoyer dem, was man im aktuellen Diskurs an Problemanzeigen, Warnhinweisen und ethischen Einsichten formuliert findet.

Davon ausgehend bringt Huber aber dann diese verantwortungsethische Perspektive in dezidiert theologischer Weise zum Klingen. Die Betonung der Würde des Menschen und menschlicher Beziehungsfähigkeit wird von der Gott-Mensch-Beziehung her und im Licht der „Ehrfurcht vor dem Heiligen“ durchsichtig gemacht: „Gott steht für eine Beziehung zur Realität“, die eine digital befeuerte instrumentelle Beziehungskultur transzendiert. Dieser Argumentationskern konkretisiert sich besonders deutlich an der Auseinandersetzung mit Yuval Hararis Homo-deus-Verheißung. Dieser stellt Huber die versöhnungs- und barmherzigkeitsorientierte Vorstellung des „deus homo, des Gottes, der Mensch wird“ gegenüber, beziehungsweise entgegen. Die Orientierungsfunktion theologischer Ethik wird so plausibel vor Augen geführt.

Es zeigen sich aber auch Spuren eines etwas überfliegenden Deutungsgestus. Möglicherweise werden der menschlichen Urteilskraft und Mündigkeit der „Prosumenten“ im Blick auf die Gefahren digitaler Selbstüberschätzung allzu wenig zugetraut. Die Unterscheidung von analoger und digitaler Realität dürfte feiner ausfallen: Inwiefern erfahren die für die analogen Lebenswelten in Anschlag gebrachten Begriffe von Leiblichkeit und Bewusstsein bereits hybride Formierungen, die durchaus Freiheitsspielraum eröffnen? Was wird sein, wenn die analoge Wesenhaftigkeit des Menschen in der keineswegs ganz fernen Metaversum-Möglichkeit digitale Wesensbegehrlichkeiten imaginiert – und dies womöglich in bester empathischer und lebensdienlicher Absicht?

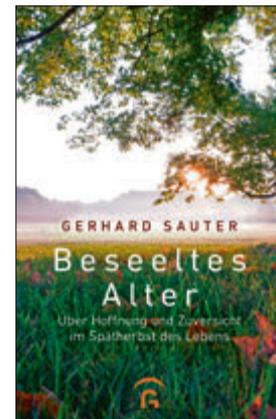
Dass Huber – abgesehen von eingestreuten Hinweisen auf die Notwendigkeit religiöser Bildung – kaum auf die gegenwärtig intensiv erprobten digitalen kirchlichen Praktiken eingeht, erstaunt angesichts der von ihm betonten „Stärkung der Urteilskraft“. Konkrete Verantwortungsübernahme angesichts der sich abzeichnenden „Gefahr der Selbstaufgabe

des Menschen“ ist für den kirchlichen Kontext viel genauer durchzubuchstabieren. Zudem ist zu bedenken, wie sich der theologische Deutungsanspruch digitaler Dynamiken zur immer begründungsbedürftiger werdenden öffentlichen Bedeutung von Kirche und Theologie überhaupt ins Verhältnis setzt. Die rasanten digitalen Entwicklungen stellen die Theologie – in ihrem gesamten akademischen Fächerkanon – überhaupt vor die Relevanzfrage. Hubers theologische Reflexion der komplexen Digitalisierungsdynamiken und der damit verbundenen Verantwortungsaufgaben regt hier unbedingt zum Weiterdenken an.

THOMAS SCHLAG

## Vita passiva

Über Hoffnung und Zuversicht



Gerhard Sauter: **Beseeltes Alter**. Gütersloher Verlagshaus, Gütersloh 2021, 192 Seiten, Euro 20,-.

Man sollte sich von dem Umschlagmotiv und dem Titel nicht täuschen lassen: Gerhard Sauters im vergangenen Jahr erschienenen Buch *Beseeltes Alter. Über Hoffnung und Zuversicht im Spätherbst des Lebens* ist keine Lebenshilfeleratur der Kategorie „Ratgeber für die späten Jahre“. Vielmehr bietet der emeritierte Systematische Theologe aus Bonn auf knapp 200 Seiten eine kritische Auseinandersetzung mit aktuellen Diskursen über das Alter(n) und zugleich eine Exploration der Tragkraft biblischer Sprache und theologischen Denkens angesichts des Alters.

Sauter verlangt von seinen Leserinnen und Lesern einiges an Konzentration, wenn er sie durch eine Kritik gesellschaftlich dominanter Altersbilder hindurch zu theologischen Perspektiven auf das Alter anregt.

Das Buch besteht aus zwei bereits veröffentlichten wissenschaftlichen Aufsätzen über „Menschen im Alter vor Gott“ und über die „Seele“ als „geprägte Lebendigkeit“ sowie aus einem bislang noch unveröffentlichten Essay „Was gibt das Altern theologisch zu denken?“. Viele Passagen sind anspruchsvoll geschrieben und dürfen vor allem theologisch vorgebildete Leserinnen und Leser ansprechen. Wer sich in das Buch erst einmal hineintasten und es als Sprachschule für die seelsorgliche oder diakonische Arbeit mit Menschen im Alter nutzen möchte, kann die Lektüre mit dem leichter zugänglichen dritten Kapitel beginnen.

Sauter folgt durchgängig dem Anliegen, die Bilder vom „alterslosen Altern“ als Ideologie der Leistungsgesellschaft zu entlarven und das Alter stattdessen realistisch – und das heißt für ihn: theologisch – zur Sprache zu bringen. Er beschreibt das Alter als eine Lebenszeit „vor Gott“, um die Wirklichkeit des Alters unverstellt und in ihrer existenziellen Tiefe zur Geltung zu bringen und zu zeigen, was Menschen im Alter bedrängt, aber auch Trost fassen lässt. Daraus ergibt sich ein illusionsloser und zugleich hoffnungsvoller Blick auf das Alter(n), das bei Sauter nicht wie in weiten Teilen der Altersdiskurse als Gegenstand menschlicher Gestaltung, sondern als eine geschöpfliche Lebensform kenntlich wird. In biblisch-theologischer Sprache gefasst erscheint das Alter(n) bei Sauter als Lebensvorgang, in dem Menschen in besonderer Weise Gott in seinem Wirken begegnen und darauf antworten können.

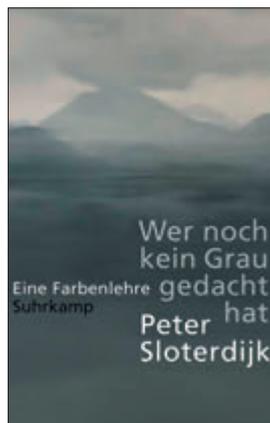
Vor diesem Hintergrund kritisiert Sauter die in der Ratgeberliteratur verbreitete Reduktion des Alterns auf die Verwirklichung letzter Möglichkeiten von Selbstwirksamkeit, der er eine Praxis des „Neuwerdens im Altwerden“ gegenüberstellt – eine Praxis des Alterns, die diesen Lebensvorgang transparent für Gottes schöpferisches und verborgenes Handeln am Menschen werden lässt und die ihren exemplarischen Ausdruck im Gebet findet. Sauter erschließt für seine Leserinnen und Leser das Beten und das Hoffen als Praktiken, durch die Menschen im Alter mit Gott leben. So bestimmt er die Lebenszeit und die Aktivitäten des Alters nicht von der knapper werdenden Zeit her, sondern als Praktiken einer *vita passiva*, in der sich menschliche Endlichkeit und Gottes Ewigkeit berühren.

Am Ende ist Sauters Buch vielleicht doch eine Art von Ratgeber. Allerdings erteilt es Rat von der Art, wie ihn Walter Benjamin in seinem Essay „Der Erzähler“ beschrieben hat, als „in den Stoff gelebten Lebens eingewebt“, als „Weisheit“. Dem 1935 geborenen Gerhard Sauter ist es, wie Benjamin sagt, „gegeben, auf ein ganzes Leben zurückzugreifen“. Er tut dies, indem er dieses Leben im Alter in den Horizont des Handelns Gottes stellt. Gerhard Sauter erzählt nicht, wie Altern gelingen kann. Er erzählt aber, was Menschen im Altern erwartet, wie sie im Alter auf Gott hin leben können und wie ihnen Gott dabei entgegenkommt. Wer darauf neugierig ist, lese dieses Buch.

STEFAN HEUSER

## Faszinosum Grau

Eine Farbenlehre



Peter Sloterdijk:  
**Wer noch kein Grau gedacht hat.**  
Suhrkamp Verlag, Berlin 2022, 286 Seiten, Euro 28,-.

Von Paul Cézanne stammt der Satz, sei man kein Grau gemalt habe, sei man kein Maler. Peter Sloterdijk variiert ihn mit der Pointe: Wer noch kein Grau gedacht habe, sei kein Philosoph. Und er dekliniert den Grauwert durch alle Fälle des Lebens; denn „Grau ist der maßgebliche Farbwert der Gegenwart“.

Goethes Farbenlehre zufolge hat die Mischfarbe Grau zwei Valeurs: die Mixture zwischen Weiß und Schwarz sowie die Mischung aller Farben: das Eine die variantenreiche Abschattung des Weiß, das Andere eine Schmutzfarbe – ein strahlendes Grau aber sei unbekannt.

Grau „steht für Mittleres, Neutrales, Unbesonderes, für Einbettung in Gewöhnliches jenseits von Lust und Unlust. Ist es

## Über die Endlichkeit

Delphine Horvilleur: *Mit den Toten leben.* Hanser Verlag, Berlin 2022, 192 Seiten, Euro 22,-.

Delphine Horvilleur ist eine der wenigen französischen Rabbinerinnen des liberalen Judentums. Ihre Beobachtungs- und Formulierungsgabe sind gleichermaßen ausgeprägt, so dass der sehr persönlich gefärbte Essay stellenweise fast heiter daherkommt. Denn sie erzählt in aller Klarheit aus ihrem Leben als Rabbinerin über die Menschen, denen sie beim Sterben beisteht. Kraft gibt ihr dabei ihre Religiosität, die sie immer auch mit politischen Erkenntnissen anreichert. Ein tröstliches und empathisches schmales Buch über die Endlichkeit des Lebens.

## Neue Einsamkeit

Astrid Giebel/Daniel Hörsch u. a. (Hg.): *Einsamkeit.* Evangelische Verlagsanstalt, Leipzig 2022, 331 Seiten, Euro 28,-.

Einsamkeit – jeder Mensch kennt dieses tiefe Gefühl. Doch welche Auswirkungen hat es auf Wohlbefinden und Gesundheit der Menschen? Der Sammelband nähert sich aus vielen unterschiedlichen Perspektiven diesem Thema und liefert umfangreiches Wissen, sei es aus biblisch-theologischer, diakonischer oder empirischer Perspektive, sei es mit Strategien gegen soziale Isolation und Wegen, aus der Einsamkeit zu kommen. Ein breites Spektrum von Expertinnen und Experten aus Kirche, Theologie und Gesellschaft beleuchtet viele Facetten, auch vor dem Hintergrund der Coronapandemie und des Homeoffice.

## In Quarantäne

Alexander Puschkin: *Puschkin in Quarantäne.* Friedenauer Presse, Berlin 2022, 113 Seiten, Euro 22,-.

Er sitzt in Quarantäne, der Cholera wegen. Und: Es ist die Zeit, in der er am liebsten dichtet. In dem kleinen bibliophil gestalteten Band aus der Reihe Friedenauer Presse hat die Übersetzerin Rosemarie Tietze Briefe ein Versdrama und kleine Zitate versammelt, die der russische Dichter Alexander Puschkin (1739–1837) auf einem abgelegenen Landgut in Boldino im Herbst verschickt hatte. Er war von der Außenwelt abgeriegelt und erlebte einen kreativen Aufschwung. Phantasievolle Federzeichnungen mit Charakterköpfen und Milieuskizzen unterstreichen den Buchschmuck.

nicht Farbe, heißt es Alltäglichkeit. Als Milieu, als Mittelbereich, als environment aus Sitte, Gerede und Aromen, dem man durch Geburt oder Flucht ausgeliefert ist, wird es zur Welt im Ganzen.“

Dieser Mediokrität als „Lebenswelt“, ihrer Tristesse sowie ihren zivilisatorisch balancierten Kulturen folgt Sloterdijk durch viele Sphären: Platons Schattenfiguren in der Höhle, Hegels Nachteule der Minerva und Heideggers Existenzanalyse von Langeweile und Melancholie bilden den gedanklichen Rahmen für die analytische Betrachtung der Welt in grauen Schatten und Konturen. Dazu gehören die politischen Parteifarben, die grauen Zonen von Bürokratie und Staat, das „spektrale Grau“ der manichäischen Lichtspuren im Dunkel der Welt, auch die Erfindung des Purgatoriums als Reinigungsanstalt bei Dante sowie schließlich die Revolution des Sehens durch die Schwarz-Weiß-Photografie.

Das Purgatorium, die „Hölle auf Zeit“, ist für Sloterdijk eine besonders aussagefähige Metapher: Dieses Konzept „nahm ein Gutteil dessen vorweg, was spätere Jahrhunderte unter dem ... Wort „Geschichte“ verstanden.“ Enthierarchisierung und Vermischung der Gegensätze – darin zeichnet sich die entropisch absteigende Mittellinie der gesellschaftlichen Evolution ab, die Sloterdijk nachzeichnet.

Die Erfindung der Schwarz-Weiß-Photografie übte auf diesem zivilisatorischen Weg zum Mittelmaß eine Seh- und Konturenschärfe ein, die sich nur im „Grau in Grau“ einer künstlich abstrahierenden „Farbenblindheit“ erwerben lässt.

Grau in Grau – Hegels Diktum: „Wenn die Philosophie ihr Grau in Grau malt, ist eine Gestalt des Lebens alt geworden, und mit Grau in Grau lässt sie sich nicht verjüngen, sondern nur erkennen. Die Eule der Minerva beginnt erst mit der einbrechenden Dämmerung ihren Flug“ wird ihm zum Führer durch die Welten der Nachauflärung, der Individualisierung, Trivialisierung und Vergleichgültigung.

Der Parcours endet in einer von Schiller und Nietzsche angestoßenen ästhetischen Weltanschauung und Lebensgestaltung in den Künsten, den Halluzinationen meditativer Versenkung und schließlich in einer „grauen Theologie“, die versucht, „Gott gegen den Verdacht der Gleichgültigkeit zu verteidigen“. Dazwischen entlastende Meditationen zu Kafkas Korridoren im Schloss-Gefängnis der verwalteten Welt

bis hin zu Cézannes Mühen um das trefende Grau.

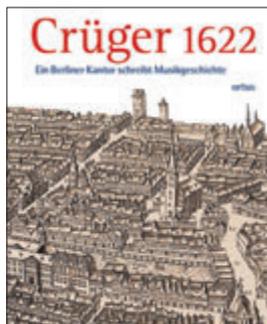
Sloterdijks überschäumender Metaphernrausch, die ironische Melancholie der Beobachtungen, die gelegentlich zur Parodie neigt, verschleiern bei aller schillernden Virtuosität den Ernst der Lage nicht, in der sich die altgewordene Gestalt unseres Lebens in einer Art Endspiel befindet. Diesem Szenario werden von Sloterdijk freilich nur zurückhaltend apokalyptische Züge eingezeichnet, es verdient vor allem ein Lob des menschlichen Mittelmaßes.

Wer sich der Lektüre dieses kurzweiligen Buches hingibt, wird auf hohem Niveau unterhalten und nicht nur mit Gedankenblitzen versorgt. Dem Lesevergnügen eröffnen sich auch Perspektiven, die das geistige Auge einüben, in der ergrauten Welt die Farben und Konturen des akuten Erlebens mit mehr Lust wahrzunehmen und mit größerer Tiefenschärfe zu erkennen.

HANS NORBERT JANOWSKI

## Spree-Musicus

Berlins berühmter Kantor



Abrecht  
Henkys/Hans-  
Otto Korth/  
Wolfgang  
Miersemann  
(Hg.):  
**Crüger**  
1622. ortus  
Musikverlag,  
Beeskow 2022,  
260 Seiten,  
Euro 34,50.

Wer zu „Crüger 1622. Ein Berliner Kantor schreibt Musikgeschichte“ greift, hat nicht nur ein Buch über den Musiker Johann Crüger (1598–1662) in den Händen, sondern wird auf eine Reise mitgenommen: eine Reise durch Berlin, ein Musikerleben im Dreißigjährigen Krieg, den Schulstaub eines Gymnasiums, durch Stamm- und Stimmbücher, Handschriften und Freundschaften und zuletzt durchs Kino. Das gelingt dank eines Konzepts aus fünfzehn Fachaufsätzen und einer großen, ansprechenden Auswahl an Bildern, Notenbeispielen und Karten.

### An dieser Ausgabe haben mitgearbeitet:

- Dr. Steffen Bauer  
Leiter der Ehrenamtsakademie der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau, Darmstadt
- Klaus-Martin Bresgott  
Germanist, Kunsthistoriker und Musiker, Berlin
- Dr. Lars Charbonnier  
Geschäftsführer der Akademien für Kirche und Diakonie, Berlin
- Dr. Johann Hinrich Claussen  
Kulturbeauftragter der EKD, Berlin
- Anja Conrad  
Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Hans-von-Soden-Institut der Universität Marburg
- Patrick Dehm  
Theologe und Verleger, Limburg an der Lahn
- Nathalie Eleyth  
Wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Theologischen Fakultät der Universität Bochum
- Udo Feist  
Autor, Dortmund
- Dr. Jessica Gienow-Hecht  
Professorin für die Geschichte Nordamerikas an der Freien Universität Berlin
- Dr. Emilia Handke  
Pastorin, Hamburg
- Dr. Ulrich Heckel  
Leiter des Dezernats 1 der württembergischen Landeskirche, Stuttgart
- Annemarie Heibroek  
Journalistin, Bielefeld
- Dr. Stefan Heuser  
Professor für Systematische Theologie an der Universität Braunschweig
- Dr. Andrea Hofmann  
Kirchenhistorikerin an der Humboldt-Universität zu Berlin
- Hans Norbert Janowski  
Pfarrer i. R., Esslingen
- Jürgen Kaiser  
Pfarrer i. R., Stuttgart
- Dr. Ulrich H. J. Körtner  
Professor für Systematische Theologie an der Universität Wien
- Johannes Krug  
Superintendent des Evangelischen Kirchenkreises Teltow-Zehlendorf, Berlin
- Annette Kurschus  
Präses und Vorsitzende des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland, Bielefeld
- Dr. Rainer Neu  
Theologe, Religionswissenschaftler und Soziologe, Wesel
- Klaus Petrus  
Fotojournalist, Biel/Schweiz
- Dr. Wolfgang Sander  
Professor em. für Didaktik der Gesellschaftswissenschaften, Gießen
- Dr. Thomas Schlag  
Professor für Praktische Theologie an der Universität Zürich
- Dr. Christopher Spehr  
Professor für Kirchengeschichte an der Universität Jena
- Dr. Johannes Wischmeyer  
Leitung der Abteilung Kirchliche Handlungsfelder der EKD, Hannover
- Dr. Liane Wobbe  
Religionswissenschaftlerin und Indologin, Berlin

### zeitzeichen-Service

Lesertelefon 0711/72 52-230  
zeitzeichen@zenit-presse.de

zeitzeichen ist die Nachfolgepublikation von: „Evangelische Kommentare“, „Die Zeichen der Zeit/Lutherische Monatshefte“ und „Reformierte Kirchenzeitung“. ISSN 1616-4164

Herausgegeben von  
 Heinrich Bedford-Strohm, München  
 Ilse Junkermann, Leipzig  
 Isolde Karle, Bochum  
 Annette Kurschus, Bielefeld  
 Ulrich Lilie, Berlin  
 Bettina Limperg, Karlsruhe  
 Ralf Meister, Hannover  
 Friederike Nüssel, Heidelberg  
 Christiane Tietz, Zürich  
 Friedhelm Wachs, Leipzig  
 Michael Weinrich, Bochum  
 Olaf Zimmermann, Berlin

Redaktion  
 Reinhard Mawick (Chefredakteur)  
 Philipp Gessler  
 Kathrin Jütte  
 Stephan Kosch  
 Ständiger Mitarbeiter: Jürgen Wandel  
 Sekretariat: Claudia Hollwedel  
 Abo-Marketing: Bernd Hummel

Jebensstraße 3, 10623 Berlin  
 Tel. 030/310 01 13 00, Fax 030/310 01 18 00  
 E-Mail: redaktion@zeitzeichen.net  
 Internet: www.zeitzeichen.net

Beratende Mitarbeiter  
 Johann Hinrich Claussen (Berlin),  
 Johanna Haberer (Erlangen), Klaas Huizing  
 (Würzburg), Jürgen Israel (Berlin),  
 Reinhard Lassek (Celle)

Träger  
 zeitzeichen gGmbH  
 Geschäftsführer: Reinhard Mawick  
 Jebensstraße 3, 10623 Berlin  
 Vorsitzender des Verwaltungsrates: Ulrich Heckel

Verlag und Anzeigen  
 Gemeinschaftswerk der  
 Evangelischen Publizistik gGmbH,  
 Emil-von-Behring-Straße 3,  
 60439 Frankfurt am Main  
 Anzeigen: m-public (www.m-public.de)  
 Anzeigenleitung: Yvonne Christoph  
 Tel. 030/3 25 32 14 32, E-Mail: christoph@m-public.de  
 Mediaberatung: Karin Dommermuth-Hoffmann  
 Tel. 0261/39 49 53 36  
 E-Mail: dommermuth-hoffmann@m-public.de

Abonnement-Verwaltung  
 ZENIT Pressevertrieb GmbH  
 Julius-Hölder-Str. 47  
 70597 Stuttgart  
 Tel. 0711/72 52-230, Fax 0711/72 52-333  
 E-Mail: zeitzeichen@zenit-presse.de

Zeitzeichen erscheint monatlich und kann über  
 jede Buchhandlung oder direkt vom Verlag  
 bezogen werden. Das Jahresabonnement kostet  
 EUR 84,- (inkl. Versandkosten). Ruheständler,  
 Studierende, Vikare und Auszubildende erhalten  
 bei Direktbezug Nachlässe. Einzelheft EUR 7,50.  
 Preisänderungen vorbehalten.

Zeitzeichen im Daisy-Format für blinde und  
 sehbehinderte Menschen. Tel. 0561/72 98 71 61  
 oder per E-Mail: buero@debess.de

Satz  
 Anika Müller-Näthe, verbum-berlin.de

Druck  
 Strube Druck & Medien oHG  
 Stimmerswiesen 3  
 34587 Felsberg



Kenner der Gattung Kirchenlied denken bei Crüger vermutlich an Paul Gerhardt, dessen Texte zur poetischen DNA der protestantischen Kirchen in Deutschland gehören. Denkt man aber an die Wirkung der Lieder wie „Wie soll ich dich empfangen“ oder „Auf, auf mein Herz mit Freuden“, muss man sagen: Es sind die Melodien, die im Herzen gespeichert werden – wie Bischof Christian Stäblein im Geleitwort bemerkt – und mit ihnen der Text.

1622, vor genau vierhundert Jahren, wurde Crüger in das höchste musikalische Amt der Stadt berufen: Als Kantor an der Hauptpfarrkirche St. Nikolai und Lehrer am Gymnasium zum Grauen Kloster war er dort bis 1662 tätig. Anlässlich dieses Jubiläums möchten die Herausgeber „einen Markstein der Crüger-Forschung“ setzen, der sowohl das Interesse von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern als auch der breiten Öffentlichkeit weckt.

Auffallend schön ist die Sensibilität, mit der hier unter verschiedenen Aspekten (liturgie- und musikwissenschaftlich, stadt-, bildungs- und wirkungsgeschichtlich, editorisch, hymnologisch) ein scheinbares Nischenthema in einen kulturwissenschaftlichen Horizont gestellt wird. Wer sich mit Albrecht Henkys auf den Weg durch „40 Jahre Berliner Leben“ macht, wird in Zukunft vermutlich mit anderen Augen durchs Nikolaiviertel gehen. Susanne Knackmuß erörtert unter anderem eine hier erstmals gezeigte Musikhandschrift. Weitere Beiträge lassen Schüler und Kollegen zu Wort kommen und beleuchten Crügers Wirken als Komponist, Pädagoge, Musiktheoretiker und Kantor. Sehr schön: Susanne Weichenhan über Crüger und die Pfarrerschaft und darüber, was Anagramme in Gedichten über kollegiale Verhältnisse aussagen können. Crüger galt als ruhiger, ausgleichender Charakter in Zeiten des Kriegs. So lassen sich nicht nur mit Blick auf das neue EKD-Gesangbuch vor allem die Beiträge von Wolfgang Miersemann, Hans-Otto Korth und Bernhardt Schmidt mit großem Gewinn lesen: Sie nehmen die Leserschaft mit in die Entstehungsprozesse der von Crüger verantworteten Gesangbücher. Im Detail schärfen sie den Blick für die Wandelbarkeit eines Gesangbuchkonzepts und für die Arbeitsökonomie zwischen Auftraggebern, Herausgebern, Musikern, Dichtern und Druckern. Sie zeigen, wie beides

gelingen kann: konfessionelle Weite bei gleichzeitiger Treue zum ursprünglichen Text sowie „Vollkömmlichkeit“ durch alte und hochmoderne Gesänge bei gleichzeitig kritischer Auswahl. Konrad Klek rundet den Band ab, indem er der Frage nachgeht, ob satztechnisch und melodisch überall Crüger drinsteckt, wo Crüger draufsteht, und wo Crüger heute vielleicht doch lieber inkognito bleiben würde.

Grundkenntnisse und Vertrautheit mit wissenschaftlicher Sprache sind Voraussetzung für die Lektüre. Vermutlich ist es mehr die interessierte als die breite Öffentlichkeit, die der Band erreicht. Jedoch für haupt- und nebenberufliche Fachleute, Studierende sowie interessierte Laien ist er eine wirkliche Empfehlung, weil er Neues (inklusive Forschungsdesideratem) enthält und neue Blicke auf Vertrautes ermöglicht. Aufgrund der schönen Gestaltung eignet er sich zudem gut als Geschenk.

ANJA CONRAD

## Luzide

Medienrevolution zur Zeit Luthers



Thomas Kaufmann:  
**Die Druckmacher.**  
 Verlag  
 C. H. Beck,  
 München 2022,  
 350 Seiten,  
 Euro 28,-.

Die Erfindung des Buchdrucks veränderte die Welt. Für die Entstehung, Entfaltung und Entgrenzung der Reformation des 16. Jahrhunderts war das Druckgewerbe geradezu grundlegend. Obwohl dies längst zum historischen Allgemeinwissen gehört, sind die Aktivitäten und Interdependenzen der „Druckmacher“, das heißt Autoren, Verleger, Buchdrucker und -händler, weniger bekannt. Und genau hier setzt Thomas Kaufmann mit seinem neuesten Werk an, wenn er die Akteure des frühen 16. Jahrhunderts in den Blick nimmt.

In Analogie zum Begriff Digital Natives versteht er diejenigen, „für die der Umgang mit gedruckten Texten zu einer Selbstverständlichkeit geworden war“, als „Printing Natives“. Es bedurfte somit nach der Erfindung des Buchdrucks im 15. Jahrhundert der zweiten Generation, um das Innovationspotential zu nutzen und jene „erste Medienrevolution“ mit ihrem tiefgreifenden Kulturwandel zu entfesseln. Auch wenn nicht immer ganz eindeutig ist, was Kaufmann begrifflich genau unter Printing Natives – auch im Verhältnis zu den Digital Natives – versteht, ist die Darstellung des Göttinger Kirchenhistorikers höchst anregend und flott lesbar.

Nachdem in der Einleitung Parallelen zwischen digitalem und typografischem Medienwandel gezogen wurden, skizziert der Autor im ersten Kapitel die technischen und ökonomischen Voraussetzungen des Buchdruckes und seiner Werkzeuge inklusive der Expansion des Gewerbes. Zudem betont er die Entstehung von regional entgrenzten Kommunikationsräumen und Deutungsmöglichkeiten sowie die ablehnenden bis begeisterten Reaktionen von Kirche und Gelehrten auf den Buchdruck mitsamt seinen volkssprachlichen Drucken. Von der positiven Nutzbarmachung durch die Humanisten wird eine epochale Steigerung zu Luther und zur „protestantischen Erinnerungskultur“ gezogen. Luther habe aufgrund seiner apokalyptischen Weltsicht die „technische Errungenschaft der mechanischen Textreproduktion in

einen heilsgeschichtlichen Horizont“ gerückt. Der Buchdruck sei daher zur „protestantischen Angelegenheit“ geworden, so die Suggestion bis weit ins 20. Jahrhundert.

Im zweiten Kapitel stellt Kaufmann „Männer des Buches“ wie Johannes Reuchlin und Erasmus von Rotterdam vor. Frauen hätten in der Welt des Buches „nur am Rande eine Rolle“ gespielt und zwar als Leserinnen und vereinzelt als Autorinnen, aber auch als Widmungsempfängerinnen, Mäzeninnen oder Töchter und Witwen von Druckern. Informativ ist die Darstellung des sogenannten Judenbücherstreites mit den „Dunkelmännerbriefen“ als vorreformatorisches Medienereignis.

Zentral ist schließlich das dritte, umfanglichste Kapitel „Publizistische Explosionen“. In ihm werden nun die Kommunikationsprozesse der Reformation – ausgehend vom traditionellen Reformationsbegriff mit Luther als Initiator – untersucht und die einzelnen (früh-)reformatorischen Entfaltungen anhand der drucktechnisch-literarischen, die reformatorische Öffentlichkeit formenden Entwicklung beschrieben. Neben Luther als Gravitationszentrum, dessen Tod sogar als „multimediales Sterben“ interpretiert wird, werden Karlstadt, Zwingli und Oekolampad, aber auch die „Echokammern der radikalen Milieus“ Hätzer und Müntzer exemplarisch thematisiert. Der Bauernkrieg – so Kaufmanns Beobachtung – werde durch die „Zwölf Artikel gemeiner Bauernschaft“, die als einer der meistgedruckten Texte der Zeit gelten, überhaupt erst zur Einheit geformt. Zurecht wird auf die illustrierten Einblattdrucke als besondere Form der Mobilisierung des „gemeinen Mannes“ im Rahmen der Reformation aufmerksam gemacht.

Unter dem Titel „Eine veränderte Welt“ werden im vierten Kapitel die Auswirkungen des Buchdruckes auf Bildung, Religion und Gesellschaft verhandelt. Luther steht auch hier mit seiner Bibelübersetzung, seinen Kirchenliedern und Katechismen im Fokus des Autors.

Ein Epilog, der die Parallelen zwischen drucktechnischer und digitaler Medienrevolution akzentuiert, rundet die mit einem reichhaltigen Anhang ausgestattete luzide Studie ab. Ob der Begriff „Printing Natives“ sich allerdings in der Reformationsgeschichtsforschung etablieren wird, bleibt abzuwarten.

CHRISTOPHER SPEHR

## Von Liebe zur Welt

Roman über Hannah Arendt



Hildegard E. Keller:  
**Was wir scheinen.**  
Eichborn Verlag,  
Köln 2022,  
575 Seiten,  
Euro 14,-.

Hannah Arendt ist zurück. Nein, sie war nie weg. Nur die Sehnsucht nach ihrer unverstellten Art des Seins im Sprechen und Schreiben, ihre geschwätzlose Geradlinigkeit, die sie in ihrer phrasenfreien Direktheit so wohltuend für sich stellt, wenn sie der Liebe zur Welt auf den Grund geht wider alle salbungsvolle Leere, wird neu geweckt und inspirierend gestillt in Hildegard E. Kellers Romanerstling *Was wir scheinen*.

Wenn man mit Hannah Arendt durch die gut 500 Seiten der neuen Taschenbuchausgabe wandert, begegnet einem eine temperamentvolle Frau, der ihr Mann einst liebevoll ins Stammbuch schrieb: „Hannah, du bist ein Mensch aus einem Guss. Wort und Tat können bei dir nicht im Widerspruch stehen.“ Diese intime Hommage in diesem Biografischen und Fiktives überzeugend verschmelzenden Roman durchgehend spürbar zu machen, ist ein erstes großes Verdienst dieses Buches, das die 69-jährige Hannah Arendt im Sommer 1975 im Urlaub im Tessin begleitet, wo sie der Zeit auf den Grund geht und ihren Erinnerungen die Tore öffnet. Das gelingt in erfrischender Lebendigkeit vor allem in Gesprächen, die die Momente der Muße kostbar kristallin werden lassen als Beweisführung des König-Schlange-Dialogs Goethes.

Ein weiteres Verdienst ist die leichtfüßige Einführung in das Denken dieser Frau, ihr Wachsen an und Lösen von ihren Lehrern Martin Heidegger und Karl Jaspers, ihre Vorliebe für Kant, ihre Erkenntnis- und Urteilskraft, geschärft und mutig schutzlos in den Wind der Welt gestellt mit ihrem berühmtesten Werk *Die Banalität des Bösen*.

## Bestellservice

für Bücher

Sie haben die Möglichkeit, alle Bücher zu bestellen, die in unserem Heft vorgestellt werden (in Rezensionen, Buchtipps und Anzeigen).

Montag bis Donnerstag

8–16.30 Uhr

Freitag

8–14.30 Uhr

Servicetelefon

0521/9440-145

**zeitzeichen**

Evangelische Kommentare zu Religion und Gesellschaft

Damit verbindet Hildegard E. Keller geschickt zwei besonders kraftgebende Eigenschaften Hannah Arendts – die der Befreiung ihrer selbst von aller weltlichen Willkür durch das Lachen als Form der Emanzipation und Souveränität – auch im Umgang mit Spaltungsenergie innerhalb der eigenen Gemeinschaft – und die der Tröstung im Gedicht. Hildegard E. Keller offenbart Hannah Arendt hier nicht nur als Kennerin der Werke Schillers, Brechts oder Ingeborg Bachmanns – mit der es im Buch wiederholt zu besonderen Begegnungen kommt –, sondern selbst als Poetin, die noch in dieser erhabensten Form der Reduktion unüberlesbar sie selbst ist und sich selbst findet. So eröffnet sich auch der Buchtitel als Adaption eines Verses von Hannah Arendt: „Was wir sind und scheinen,/ach wen geht es an./Was wir tun und meinen,/niemand stoß sich dran.“ Diese wie ein Schatz verborgene lyrische Seite und die Reflexion darüber erfahren im Buch eine bemerkenswerte, mehr als gerechtfertigte Präsenz und machen umso deutlicher fühlbar, welche Welt in der Erkenntnis ruht, „sich selbst sein, das ist das ganze Leben“.

Das größte Verdienst des Romans schließlich liegt in der Offenbarung der das eigene Schicksal mutig und heiter in die Hand nehmenden Menschlichkeit der Hannah Arendt, die sich auf zwei besondere Beziehungen stützt, die lebenslange Ratgeber und Gesprächspartner waren: zu ihrem Mann Heinrich Blücher und zu Kurt Blumenfeld, einem der bedeutendsten Zionisten, mit dem Hannah Arendt seit den frühen 1930er-Jahren eng befreundet war. Die dramaturgisch brillanten und geradezu plastisch erlebbaren Gespräche um Wahrheit und Vernunft, Freundschaft und Wahrhaftigkeit sind von großer Empathie und jener herzimmanenten Klugheit getragen, ohne die ein fühlendes Leben nicht zu existieren vermag. Hier reifen Erkenntnisse wie „Menschen sind mehr wert als ihre Meinungen“ zu Menschenfreundlichkeit als Brücke in die Welt zwischen Fern- und Heimweh. Hier werden mit dem Journalistenfreund Alain Fraternité, Égalité und Liberté noch um Amitié und schließlich Verité erweitert. Hier schlägt das Herz des Buches, und aus ihm klingt das Lob auf die Schönheit der Welt. Sie zweifeln daran? Lesen Sie. Ermutigender war lange nichts. Nur eins fehlt: ein Glossar, das alle Beteiligten angemessen schnell erschließt.

KLAUS-MARTIN BRESGOTT

## Wir sind dann wohl die Angehörigen

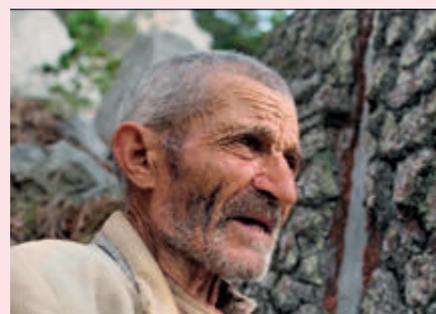
Hans Christian Schmid hat einige Klassiker des deutschen Kinos gedreht, wie *Nach fünf im Urwald* und *Requiem*, mit denen Franka Potente und Sandra Hüller zu Stars wurden. Nach einigen Jahren Funkstille kommt jetzt sein neuer Film über die Entführung des Millionärs Jan Philipp Reemtsma im Jahr 1996. Als Vorlage diente ein Buch über diese Wochen von Reemtsmas Sohn. Die Geschichte zeigt die Sicht der Angehörigen, die plötzlich in einem Alptraum leben. Hervorragende Schauspieler wie Justus von Dohnányi und Hans Löw vermitteln den inneren Kampf darum, nicht in Panik zu verfallen und keine Fehler zu machen, damit der entführte Mann, Vater und Freund wieder freigelassen wird.



118 Minuten, ab dem 3. November  
 Regie: Hans Christian Schmid

## Ein Höhlengleichnis

Die Grotta del Romito in Kalabrien ist eine Höhle mit Spuren steinzeitlichen Lebens wie Zeichnungen und 9 000 Jahre alten Gräbern. Der Film zeigt in einer Mischung von Dokumentar- und Spielfilm ihre Entdeckung im Jahr 1961, als das italienische Wirtschaftswunder eine große Modernisierung brachte. Aber die Männer, die sich an den Abstieg machten, gingen in die entgegengesetzte Richtung: in die früheste Geschichte der Menschheit. Der Film zeigt sie ohne Dialoge in einer Natur, die über Jahrtausende unberührt geblieben war, und er lebt von beeindruckt komponierten Bildern. Es ist kein leichter Film, aber wenn sich die Zuschauenden darauf einlassen, ist er faszinierend.



93 Minuten, ab dem 10. November  
 Regie: Michelangelo Frammartino

## Aftersun

Eine Woche Urlaub nur mit dem Vater Ende der 1990er-Jahre in der Türkei – daran erinnert sich eine junge Frau namens Sophie zwanzig Jahre später. Ihr Vater war zugewandt und verständnisvoll, aber auch jung und unberechenbar, zum Beispiel verschweigt er, warum seine Hand in Gips ist. Und gleichzeitig lernt sie einen Jungen in ihrem Alter kennen. Dieser Film ist zwar einerseits eine typische Coming-of-Age-Geschichte mit den üblichen Themen wie dem Entdecken der Liebe und der Ablösung von den Eltern, aber andererseits ist er nicht sentimental oder kitschig, sondern rau und nah an seinen Personen. Und vor allem ist der Film phantastisch gespielt, besonders von Paul Mescal als Vater.



101 Minuten, ab dem 17. November  
 Regie: Charlotte Wells

## Neuer Moderator aus Tansania



Foto: M. Pauly/VEM

Abednego Keshomshahara, Bischof der Evangelisch-Lutherischen Kirche Tansanias, ist zum Moderator der Vereinten Evangelischen Mission (VEM) gewählt worden. Er ist Nachfolger des verstorbenen indonesischen Pfarrers Willem Simarmala. Die Vollversammlung der VEM wählte außerdem je vier Repräsentantinnen und Repräsentanten aus Afrika, Asien und Deutschland sowie einen Jugendvertreter in den vierzehnköpfigen Aufsichtsrat. Die internationale VEM, die ihren Sitz in Wuppertal hat, ist aus der Arbeit der Rheinischen Mission, der Bethel-Mission und der Zaire-Mission hervorgegangen.

## Theologe untersucht Klima beim NDR

Der Theologe Stephan Reimers (78), der von 1999 bis 2009 Bevollmächtigter der EKD bei den Organen des Bundes in Berlin und der EU in Brüssel war, soll das Arbeitsklima beim Norddeutschen Rundfunk untersuchen. Dem Sender werden Vetterwirtschaft und politisch gefärbte „Hofberichterstattung“ vor-

geworfen. Reimers gehörte von 1970 bis 1978 als CDU-Abgeordneter der Hamburger Bürgerschaft an und von 1976 bis 1980 dem Bundestag. Von 1974 bis 1980 war er stellvertretender Landesvorsitzender der Hamburger CDU. Nach seinem Rückzug aus der Politik wurde er Vikar, zum Pfarrer ordiniert und übernahm 1982 die Leitung der Evangelischen Akademie Nordelbien. 1992 wurde Reimers Direktor des Diakonischen Werks Hamburg. Er startete die Obdachlosenzeitung *Hinz & Kunzt* und die Hamburger Tafel für Bedürftige. Von 2015 bis 2020 war Reimers auch Vorstandsvorsitzender der evangelischen Aktion Sühnezeichen/Friedensdienste.

## EKD zeichnet Jenaer Professorin aus



Foto: Anne Günther, Uni Jena

Sarah Jäger, Juniorprofessorin an der Theologischen Fakultät der Universität Jena, ist in Worms mit dem Hanna-Jursch-Preis der EKD ausgezeichnet worden. Die 35-Jährige wurde für ihre Dissertation zum Thema „Bundesdeutscher Protestantismus und Geschlechterdiskurse 1949 – 1971. Eine Revolution auf leisen Sohlen“ geehrt. Jäger, die in einer

evangelisch-reformierten Kirchengemeinde aufwuchs, studierte in Neuendettelsau, Tübingen, Berlin und Hermannstadt Theologie. Ihre Doktorarbeit schrieb sie beim Münchner Systematiker Reiner Anselm. Von München wechselte Jäger nach Heidelberg, wo sie an der Forschungsstätte der Evangelischen Studiengemeinschaft (FEST) arbeitete. Und vom Lehrstuhl für Diakoniewissenschaft und Systematische Theologie/Ethik an der Kirchlichen Hochschule Wuppertal/Bethel wechselte sie im vergangenen Jahr nach Jena.

## Württemberg vertritt die EKD

Die Mitgliederversammlung der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen Deutschlands (ACK) hat den württembergischen Landesbischof Ernst-Wilhelm Gohl in ihren Vorstand gewählt. Der 59-Jährige wird die EKD in dem Gremium vertreten. Er ist Nachfolger seines mitteldeutschen Kollegen Friedrich Kramer (58). Zur ACK gehören 13 Kirchen, von der alt-katholischen bis zur syrisch-orthodoxen Kirche. Einen Gaststatus haben sieben Kirchen, darunter die Adventisten und die Neuapostolischen.

## Von Wiesbaden nach Wiesbaden

Der Wiesbadener Dekan Martin Mencke wird am 30. Mai Beauftragter der evangelischen Landeskirchen in Hessen bei Landtag und Landesregierung in Wiesbaden. Der 55-Jährige folgt Jörn Dulige (65) nach. Im vergangenen Dezember

## ANGEZEIGT

### Inklusion

Unter dem Titel „Inklusion gestalten – Aktionspläne entwickeln“ haben EKD und Diakonie Deutschland einen 231 Seiten starken Orientierungsrahmen veröffentlicht, der zeigt, wie Inklusion in kleinen machbaren Schritten nach und nach erreicht werden kann. Die gedruckte Ausgabe kostet 4,50 Euro. Bestellschrift: [versand@ekd.de](mailto:versand@ekd.de). Zum Runterladen: [www.ekd.de/inklusionsorientierungsrahmen](http://www.ekd.de/inklusionsorientierungsrahmen).

wollte Mencke badischer Landesbischof werden, unterlag aber der Badenerin Heike Springhart. Vor seiner Zeit in Wiesbaden war er sieben Jahre lang Pfarrer der Deutschen Evangelischen Kirchengemeinde der US-Hauptstadt Washington.

## Wechsel bei der Stiftung Weltethos

Bernd Engler, der bis vor kurzem Rektor der Universität Tübingen war, ist neuer Präsident der Stiftung Weltethos. Der 68-Jährige ist Nachfolger des Juristen Eberhard Stilz. Die Stiftung Weltethos wurde 1995 vom katholischen Theologen Hans Küng (1928 – 2021) ins Leben gerufen. Sie will den Dialog, die Zusammenarbeit und den Frieden zwischen Religionen und Kulturen fördern.

## Dem Kardinal den Rücken gezeigt

Bei einer Romwallfahrt der Ministrantinnen und Ministranten der Erzdiözese Köln ist es laut Medienberichten zu Protesten gegen Kardinal Rainer Maria Woelki gekommen. Das Kölner *Domradio* veröffentlichte auf seiner Internetseite ein Video, das Messdienerinnen und Messdiener in Soutane und Chorhemd zeigt, die Woelki bei seiner Predigt in der Papstbasilika Sankt Paul vor den Mauern den Rücken zukehren.

## Ausbildung von „Gottesdienstlotsen“

Fünf evangelische Schulen aus den Landeskirchen Hannover, Kurhessen-Waldeck, Mitteldeutschland, Westfalen und Württemberg und das Zentrum für evangelische Gottesdienst- und Predigtkultur in Wittenberg wollen Schüler ab der achten Klasse zu „Gottesdienstlotsen“ ausbilden. Das Projekt möchte Kindern und Jugendlichen Kenntnisse über Gottesdienste vermitteln und sie für deren Gestaltung begeistern.

### Korrektur

In der Septemбераusgabe meldeten wir, dass die US-Anglikaner einen „ökumenisch bedeutsamen Beschluss“ gefasst hätten. Eine Leserin wies uns daraufhin, dass der Beschluss kurzfristig auf die Generalsynode 2024 vertagt werden musste (siehe Leserbrief auf Seite 59). Wir bitten, den Fehler zu entschuldigen.

Foto: picture alliance



*Auf der Wartburg fand Martin Luther von 1521 bis 1522 Zuflucht und übersetzte das Neue Testament ins Deutsche.*

## Lutheraner begehen Festakt auf der Wartburg

Mit einem Festakt in der oberhalb von Eisenach gelegenen Wartburg haben deutsche Lutheraner der Gründung des Lutherischen Weltbundes (LWB) und seines Deutschen Nationalkomitees (DNK) vor 75 Jahren gedacht. Das DNK vertritt die sieben Mitgliedskirchen der EKD, die in der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands (VEKD) zusammengeschlossen sind, die lutherischen Landeskirchen Oldenburg und Württemberg und die altlutherische Kirche von Baden. Die württembergische Landeskirche, deren Altbischof Frank Otfried July Vorsitzender des DNK ist, zeichnet sich durch ein „mildes Luthertum“ aus. Galt Württemberg im 17. Jahrhundert als „das lutherische Spanien“, öffnete sich seine Landeskirche unter dem Einfluss von Aufklärung und Pietismus den Kirchen, die von den Schweizer Reformatoren Ulrich Zwingli und Johannes Calvin geprägt wurden. Mit ihnen vollzog die württembergische Landeskirche 1823 die Abendmahlsgemeinschaft, ein Schritt, den andere lutherische Kirchen erst 150 Jahre später, 1973, mit der Leuenberger Konkordie taten. Mit der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Baden gehört auch eine altlutherische Kirche dem LWB und DNK an. In ihr sammelten sich ab 1850 die Lutheraner, die den Zusammenschluss von Lutheranern und Reformierten zur unierten badischen Landeskirche ablehnten. Die altlutherische Selbständige Evangelisch-Lutherische Kirche Deutschlands (SELK) hat sich dagegen dem Internationalen Lutherischen Rat angeschlossen, einem Zusammenschluss traditionalistischer Kirchen, die den LWB ablehnen.

Bei der Pressekonferenz in Eisenach betonte Altbischof July, dass die Mitgliedskirchen des LWB trotz unterschiedlicher kultureller Identitäten eine konfessionelle Identität verbinde. Obwohl die Kirchen des Nordens und des Südens Homosexualität sehr unterschiedlich bewerten, gebe es „eine gewisse Gesprächsbereitschaft“ sagte July, der bis 2017 einer der Vizepräsidenten des LWB war. Die aus Estland stammende Generalsekretärin Anne Burghard würdigte auf der Wartburg den wichtigen Beitrag der deutschen Kirchen für den LWB. In Eisenach kamen auch die deutschen Delegierten der Vollversammlung des LWB zusammen, die im kommenden September in Krakau stattfindet. Der LWB umfasst 148 Kirchen mit mehr als 77 Millionen Mitgliedern in 99 Ländern weltweit.

## Triegel trifft Cranach

Das mittelalterliche Ensemble im Naumburger Dom hat Gesellschaft bekommen

HANS-JÜRGEN BENEDICT

Zögerlich betritt der Besucher den frühgotischen Westchor des Naumburger Doms, denn er ist zunächst mit der beeindruckenden Darstellung der Passionsgeschichte am Lettner konfrontiert. Und muss dann an der erhabenen Gestalt des Gekreuzigten, der im Moment seines Todes dargestellt ist, vorbei, den Chor betreten. Dann sieht er die Stifterfiguren. Vor allem wegen dieser Figuren mit ihrer großen Wirklichkeitsnähe und Ausdruckskraft gehört der Dom seit 2018 zum Weltkulturerbe der UNESCO. Bislang stand in der Mitte des Westchors ein schlichter Altartisch. Seit Juli dieses Jahres aber blicken die Stifterfiguren auf ein großes Altarbild, das zentral Maria mit dem Jesuskind zeigt und das jetzt für Unruhe gesorgt hat.

Und das kam so: Ursprünglich stand in der Mitte ein dreiflügeliges Altarretabel von Lucas Cranach dem Älteren. Es wurde 1519 aufgestellt, aber gut zwanzig Jahre später wurde sein Mittelteil im Zuge der Religionsstreitigkeiten vom evangelischen Superintendenten Naumburgs entfernt

und zerstört. Die Seitenflügel mit der Darstellung der Stifterbischöfe und verschiedener Heiliger blieben erhalten und wurden im Dommuseum gezeigt.

Im Einvernehmen mit der evangelischen Kirchengemeinde hatten nun die Vereinigten Domstifter, die Träger des Doms, die Idee, den zeitgenössischen Künstler Michael Triegel zu bitten, den verlorenen Mittelteil neu zu malen. Triegel,

*Das Gemälde wirkt wie ein zeitgenössisches Gruppenfoto.*

durch sein Porträt Papst Benedikt XVI. und durch andere Bilder mit religiösen Motiven (darunter ein nackter auferstandener Christus) international bekannt geworden, malt auf meisterhaft genaue Weise figurativ-gegenständlich. Er ließ sich auf diese Idee ein und stellte in zwei Jahren Arbeit ein neues Altarretabel her. Die Vorderseite

zeigt eine Sacra Conversazione, eine mit einem blauen Kopfumhang ummantelte Maria, die das Jesuskind präsentiert. Hinter Maria halten verschiedene Persönlichkeiten ein Ehrentuch. Es sind zum einen die einst im Westchor vertretenen Heiligen, zum Beispiel die heilige Agnes, erkennbar daran, dass sie ein Schaf im Arm hält, ergänzt um einen ‚modernen Heiligen‘, den von den Nazis ermordeten evangelischen Theologen Dietrich Bonhoeffer. Die Gestalten können als gegenwärtige Menschen gesehen werden. Besonders ein Mann mit Vollbart und roter Kappe, ein Triegel bekannter Wohnungsloser. Triegel malt dabei auch Menschen aus seinem familiären Umfeld, zwei Kinder musizieren zu Füßen Marias.

Das Gemälde wirkt wie ein zeitgenössisches Gruppenfoto. Die meisten schauen den Betrachter an, andere blicken auf Maria und das Kind. Diese hat nicht den traurigen Gesichtsausdruck der meisten Marien, weil sie um das Schicksal ihres Sohns wissen. Man könnte einwenden, dass dem Bild die christliche Tiefe à la „Krippe und Kreuz gehören zusammen“ fehle. Aber heilt dieses Bild nicht auch eine Wunde der Konfessionsgeschichte? Auf der Rückseite der auferstandene Christus, in dem sich Triegel ein wenig selber porträtiert hat. Christus hält zwar die Auferstehungsfahne, wirkt aber nicht sieghaft, sondern gezeichnet von den ausgestandenen Leiden. Nun hat sich um dieses vieldiskutierte Gemälde eine Besorgnis entwickelt. Die zuständige Kommission der UNESCO ließ anklingen, die Aufstellung des Altarretabels beeinträchtigt die Wirkung der Stiftergestalten. Zwei könnten beim Eintreten gar nicht mehr gesehen werden. Bis jetzt ist eine Aufstellung des Altarbildes nur bis zum 4. Dezember geplant. Die Besucher werden gefragt, ob sie für eine dauerhafte, eine auf drei Jahre oder auf einige Wochen begrenzte Aufstellung eintreten.

Als ich kürzlich morgens im Westchor war, fiel ein Sonnenstrahl auf die Uta, und mir schien es, als ob sie freundlich auf die Mariendarstellung blickte! ◀



Foto: epd

Der Marienaltar im Naumburger Dom von Lucas Cranach dem Älteren mit dem vom Leipziger Künstler Michael Triegel (\* 1968) neu geschaffenen Mittelteil.

• In diesem Monat beginnt die Fußball-WM in Katar. Fußballfans, die sich im moralischen Zwiespalt befinden, ob sie diese wegen der politischen und gesellschaftlichen Zwänge dort hier im Fernsehen anschauen sollen, rät Dario Minden von der Fanvertretung „Unsere Kurve“ im *Deutschlandfunk* zur Gelassenheit. „Ich glaube nicht, dass wir irgendetwas von unseren großen Problemen, die wir als Gesellschaft weit über den Fußball hinaus haben, durch private Konsumententscheidung lösen können. Da muss sich niemand schlecht fühlen. Obgleich ich mich über alle freue, die – wie ich auch – keine Minute des Turniers schauen wollen.“ Klassischer „Double bind“ beim Doppelpass ...

• Lösen könnte dies ein Praxistipp vom Journalisten Max Rieger. Er kommentiert im gleichen Sender einen möglichen Guck-Boycott: „Die Idee ist: Fernsehsender zahlen nur deshalb Milliarden an die FIFA, weil so viele Leute die WM gucken. Wenn jetzt weniger Leute gucken, dann geben die Sender in Zukunft weniger Geld an die FIFA. Das Problem: Die wenigsten Menschen in Deutschland haben eine Quoten-Box zu Hause, mit denen die TV-Quoten gemessen werden.“ Ob wir ein Spiel im TV gucken oder nicht, ist also für die Quote in der Regel egal. Aber: „Online sieht das natürlich anders aus, dort zählt jeder Klick.“

## AKTUELLE VERANSTALTUNGEN

### Krise als Bedrohung oder Chance

Diese Tagung beleuchtet aus verschiedenen Blickwinkeln, wie die evangelische Kirche auf den Traditionsabbruch und weiteren Rückgang der Mitgliederzahlen reagieren kann. Der Leipziger Theologe Alexander Deeg zeigt, welche „falschen Fragen“ angesichts der Kirchenkrise gestellt werden und was „bleibende Verheißungen“ sind. Seine Kieler Kollegin Uta Pohl-Patalong geht der Frage nach, wie die Kirche der Zukunft gestaltet werden muss. Die Biologin und bayerische Synodenpräsidentin Annekathrin Preidel schildert, wie die Kirche die „Herausforderung als Chance“ verstehen kann. Der Würzburger Theologe Klaas Huizing skizziert eine Theologie als „Lebenslehre“. Und drei Zeitgenossen sprechen darüber, warum sie die Kirche verlassen haben oder ihr beigetreten sind. Anmeldeschluss: 30. November. **Evangelische Kirche – wohin?** 9. bis 11. Dezember, Evangelische Akademie Tutzing, Telefon: 08158/25 11 21, E-Mail: holzmann@ev-akademie-tutzing.de, www.ev-akademie-tutzing.de

### Von den Gräueln der Nazizeit überlagert

Mit Macht drängt die deutsche Kolonialgeschichte, die – auch durch die Gräueltaten der Nazis – lange verdrängt worden war, an die Oberfläche. Bei dieser Tagung, die in Stuttgart stattfindet, spricht die Düsseldorfer Globalhistorikerin Stefanie Michels über die deutsche Kolonialgeschichte. Ines de Castro, die Leiterin des Stuttgarter „Linden-Museums“ für Völkerkunde, referiert über den „Umgang mit dem kolonialen Erbe“. Der Bayreuther Politikwissenschaftler Alexander Strohmberg schildert die „Deutsche Afrikapolitik zwischen Außenpolitik und Entwicklungszusammenarbeit“, und die bayerische EU-Parlamentarierin Pierette Herzberger-Fofana erzählt von ihren Erfahrungen als afrodeutsche Europapolitikerin. Anmeldeschluss: 25. November. **Koloniales Afrika: Geschichten der Deutschen Gegenwart** 9. bis 11. Dezember, Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart, Telefon: 0751/568 64 13, E-Mail: frank@akademie-rs.de, www.ajademie-rs.de

## Frontlappen

STEPHAN KOSCH

Na, heute morgen schon Frontdienst geleistet? Kommen Sie mir jetzt nicht mit Kriegsdienstverweigerung oder Pazifismus. Das konnten wir uns vielleicht vor der Zeitenwende leisten, als unsere Freiheit noch am Hindukusch verteidigt wurde, und unser Gas aus Russland kam. Jetzt ist die Frontlinie näher gerückt, läuft durchs eigene Bad, und die Morgentoilette wird zum politischen Bekenntnis.

Dass dabei vor allem Grüne als Saubermänner und -frauen der Politik den Ton angeben, überrascht nicht. Schließlich ist ihnen jener pädagogische Impetus zur Weltverbesserung eigen, den auch der gestandene Protestant kennt und deshalb viel Sympathie hat für die Energiespartipps aus der Spitzenpolitik. Seitdem bekannt ist, dass Robert Habeck seine Duschzeit nochmal verkürzt hat, läuft zu Hause die Stoppuhr hinterm Duschvorhang. Aus der Frontstadt Berlin hören wir, dass Verkehrssenatorin Bettina Jarasch morgens sowieso nur Katzenwäsche macht. Das schließt zwar abendliche Vollbäder nicht aus, setzt aber doch eine Duftmarke. Und am anderen Ende der Republik lobpreist Winfried Herrmann den Waschlappen als brauchbare Erfindung. Niemand hat gesagt, dass es leicht wird!

In diesem Sinne gilt es nun Sondervermögen in der Haushaltskasse zu bilden und aufzurüsten. Neue Waschlappen müssen her, die gehören ja schon lange nicht mehr zur Standardausstattung eines modernen Badezimmers. Aldi hatte neulich welche im Angebot, aber die waren ruckzuck ausverkauft. Macht nix, wir zerschneiden einfach die Saunatücher. Die braucht in diesen Zeiten niemand mehr. Wer schwitzen will, soll sich gefälligst ein paar Pullis anziehen und Kniebeugen bei 16 Grad im Wohnzimmer machen. Duschen hinterher ist erlaubt, aber nur kalt. Alles andere ist sowieso nur Wellness für Weicheier, Warmduscher und Waschlappen. ◀

## In der nächsten Ausgabe



Foto: dpa

### Hauptsache gesund?

Immer mehr Menschen überwachen ihre Fitness per Smartwatch, kontrollieren, wie sie laufen, schlafen oder trainieren. Gesundheit ist der größte Wunsch der allermeisten. Das hat sich durch die Corona-Pandemie noch verschärft. Was hat die Theologie in diesen Zeiten zum Thema Gesundheit beizutragen? Beate Hofmann, Bischöfin der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck und habilitierte Diakoniewissenschaftlerin geht dieser Frage nach. Und über die aktuellen Herausforderungen der deutschen Gesundheitspolitik informiert der evangelische Theologe und Diakoniker Peter Bartmann. Martin Rösel, Professor für Altes Testament in Rostock, betrachtet aus biblischer Perspektive unter anderem, was Gottes Wunsch für uns Menschen ist und unter welchen Bedingungen den Menschen Freiheit von Krankheit versprochen wird. Der Psychologe und Theologe Michael Utsch beäugt kritisch die ersatzreligiöse Funktion des „Gesundheitswahns“ und benennt Ressourcen des Glaubens bei der Krankheitsbewältigung. Im Interview sprechen wir mit dem Medizinprofessor und Autor Dietrich Grönemeyer.

### Ein Holocaust-Tagebuch

„Wenn wir doch nur hier bis zum Kriegsende überleben könnten!“ Das sind die letzten Worte aus dem Tagebuch, das Eva Neufeldová im slowakischen Ružomberok vom 22. August 1940 bis zum 23. Juli 1942 führte. Die damals 20-Jährige war Wochen zuvor mit der engeren Familie im letzten Augenblick der Deportation nach Auschwitz entkommen. Der Journalist Andreas Mink hat Neufeldová's Kinder getroffen und die deutsche Version des Tagebuches erstellt. Er beschreibt, wie sie das Andenken an die Mutter und die Familie ehren.

### EKD-Synode in Magdeburg

In diesem Jahr findet die 3. Tagung der 13. Synode der EKD samt den Synodaltagungen von VELKD und UEK vom 3. bis 9. November in Magdeburg statt. Inhaltlicher Schwerpunkt ist das Thema Klimagerechtigkeit und Kirche. Die *zeitzeichen*-Redaktion wird davon resümierend in der Dezemberausgabe und aktuell unter [www.zeitzeichen.net](http://www.zeitzeichen.net) berichten.

### Wichtige christliche Dichterin

Dorothea Grünzweig gehört zu den wichtigsten deutschsprachigen christlichen Lyrikerinnen unserer Zeit. Der EKD-Kulturbeauftragte Johann Hinrich Claussen würdigt das Werk der 1952 geborenen Dichterin, die seit über drei Jahrzehnten in Finnland lebt und wirkt.

# Neue Blicke auf die Bibel: Ein biblisches Lesevergnügen!

Alle Titel der Deutschen Bibelgesellschaft finden Sie in unserem Gesamtverzeichnis »AKTUELL Herbst 2022«. In Ihrer Buchhandlung oder unter [www.die-bibel.de](http://www.die-bibel.de).

## DER AUGENBLICK NENNT SEINEN NAMEN NICHT. WARTBURG-TAGEBÜCHER

Texte aus dem Wartburg-Experiment  
12 × 18,5 cm, 130 Seiten,  
Festeinband mit Schutzumschlag  
ISBN 978-3-438-04838-7  
€(D) 22,00 €(A) 22,30



## DEUTSCHE BIBELN VOR UND NACH MARTIN LUTHER

Michael Landgraf,  
17 × 24,2 cm, 160 Seiten, Festeinband  
ISBN 978-3-438-06101-0  
€(D) 19,90 €(A) 20,50



## BIBEL FÜR HEUTE 2023

Herausgeber: Matthias Büchle,  
Michael Diener, Karsten Hüttmann,  
Hansjörg Kopp, Wieland Müller und  
Dr. Christoph Rösel.  
14 × 21 cm, 400 Seiten, Festeinband  
ISBN 978-3-438-06151-5  
€(D) 18,00 €(A) 18,50



## Neu: Buchkalender mit heraustrennbaren Seiten.

SONNE UND SCHILD 2023  
Der Tageskalender als Buch, jetzt  
mit heraustrennbaren Seiten!  
13,5 × 19 cm, 750 Seiten,  
Kartonierte  
ISBN 978-3-438-07438-6  
€(D) 14,90 €(A) 15,40

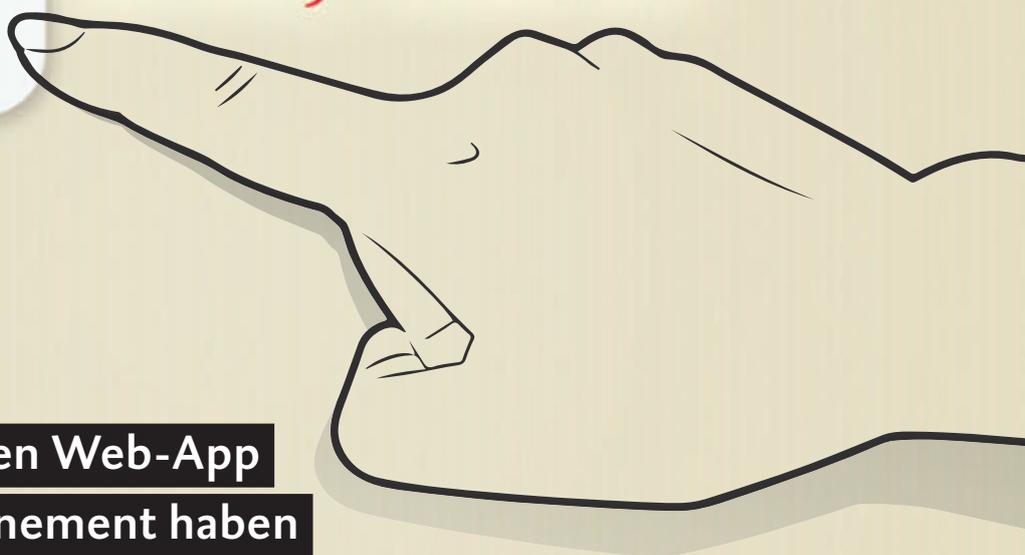
 DEUTSCHE  
BIBEL  
GESELLSCHAFT

Balinger Straße 31 A | 70567 Stuttgart | [www.die-bibel.de](http://www.die-bibel.de)

Erhältlich in Ihrer Buchhandlung oder unter [www.die-bibel.de/shop](http://www.die-bibel.de/shop)



ack, zack!



**Mit unserer neuen Web-App  
und Ihrem Abonnement haben  
Sie den schnellsten Zugang:**

- \_ zur aktuellen Ausgabe im Netz,
- \_ zum PDF der Print-Ausgabe,
- \_ zum „z(w)eitzeichen“ mit zusätzlichen aktuellen Kolumnen,  
Kommentaren und anderen Texten
- \_ und dem kompletten Online-Archiv.

